

O ORIENTIERUNG

Nr. 20 73. Jahrgang Zürich, 31. Oktober 2009

AM 2. OKTOBER 2009 VERSTARB mit Marek Edelman, dem letzten der wenigen überlebenden Kämpfer des Warschauer Gettoaufstands, ein weiterer Zeitzeuge des Zweiten Weltkriegs. Seine Familie stammt aus der Nähe von Minsk, wo seine Mutter mit ansehen mußte, wie ihre zwölf sozialrevolutionären Brüder in den Wirren der Oktoberrevolution von den Bolschewisten erschossen wurden. Dies dürfte die Eltern bewogen haben, in das nach dem Ersten Weltkrieg neu erstandene Polen überzusiedeln und sich in Warschau niederzulassen. Kurz darauf starb sein Vater, von dem ihm als einzige Erinnerung geblieben ist, einmal auf seinen Knien gesessen zu haben. Marek Edelmanns Mutter war als Mitglied des 1897 im zaristischen Rußland gegründeten jüdischen Bundes politisch aktiv. Doch auch sie verstarb früh. Mit ihrem Tod fand ihr Sohn im Bund eine Ersatzfamilie. Marek Edelman charakterisiert ihn wie folgt: «Die Bundisten warteten weder auf den Messias, noch hatten sie die Absicht, nach Palästina auszureisen. Sie sahen in Polen ihr Land und kämpften um ein sozialistisches, gerechtes Polen, in dem jede Nationalität – Polen, Juden, Ukrainer, Deutsche – kulturelle Autonomie haben sollten und die Rechte der Minderheit garantiert werden.»¹ Mit diesen Worten umriß Marek Edelman zugleich seine Lebensmaxime. In den dreißiger Jahren war Marek Edelman als Schüler seiner Gesinnung wegen mehrfach Schikanen ausgesetzt und machte unliebsame Bekanntschaft mit nationalistischen und antisemitischen Schlägertrupps. Bei Kriegsausbruch zählte er 17 Jahre und erlebte im besetzten Warschau die Anfänge der Judenverfolgung. Dabei wurde ihm die öffentliche Erniedrigung eines Juden zum Schlüsselerlebnis: Diesem wurde unter Verhöhnung durch zwei Soldaten der Bart abgeschnitten. Und die Umstehenden, zumeist selbst Juden, belustigten sich noch an diesem Schauspiel. Doch der junge Marek Edelman empfand diese Demütigung schlimmer als eine Züchtigung. «Bei diesem Anblick beschloß ich, nie und nimmer zuzulassen, dem Spott preisgegeben zu werden.» (16)

Marek Edelman (1922–2009)

Mit Beginn der systematischen Judenverfolgung wurde Marek Edelman Mitarbeiter der vom Bund herausgegebenen Untergrundzeitschrift «Für eure und unsere Freiheit». Im 1940 errichteten Getto setzte er seine illegale Tätigkeit fort. Mit «Getto walczy» (Das Getto kämpft)² hat er nach dem Krieg seine den Widerstand des Bundes betonende Sicht dokumentiert. Er selbst, einer der Anführer des Aufstands, stilisiert sich indes nicht zum Helden, wie ihm überhaupt der bewaffnete Kampf lediglich die letzte Konsequenz eines zivilen, auf die Wahrung menschlicher Würde zielenden Widerstands war. Und der erwies sich im Gettoalltag – in der schon übermenschlichen Mühe hungerschwacher Ärzte, im Schatten des Umschlagplatzes Leben zu retten; in der Anstrengung der täglich vom Tod bedrohten Gettobewohner, ein halbwegs normales Leben zu führen; in der Beschaffung von Informationen über die ab 1941 nach Treblinka abgehenden Transporte, wo die Insassen nicht das propagierte Arbeitslager, sondern die Vergasung erwartete. Marek Edelman vermerkt, daß diese über die Untergrundzeitschrift verbreiteten Informationen im Getto lange Zeit keinen Glauben fanden.

Richtschnur seines Handelns war nicht der Haß auf die Feinde, sondern die Solidarität mit den Schwachen und Bedrohten. So habe er einmal ein Mädchen aus den Fängen der jüdischen Polizei befreit, die gehalten gewesen sei, täglich eine bestimmte Anzahl von Juden beim Umschlagplatz abzuliefern, ansonsten seien sie selbst nach Treblinka verfrachtet worden.

Es sind diese Grenzsituationen, an die Marek Edelman erinnert und die er reflektiert. Die jüdische Polizei sei anfangs im Getto ein Ordnungsfaktor gewesen, wurde dann aber selbst Teil der Vernichtungsmaschinerie, war an den Razzien beteiligt und lieferte ihr tägliches Soll an Männern, Frauen und Kindern beim Umschlagplatz ab. Ohne selbst am Ende der Vergasung zu entgehen, seien manche zu Tätern geworden, nur um ihre ärmlichen Privilegien nicht zu verlieren und ihr Leben um eine kurze Zeitspanne zu verlängern. «Drei zusätzliche Monate, um noch die Sonne zu sehen, um die Hoffnung zu

ZEITGESCHICHTE

Marek Edelman (1922–2009): Ein Überlebender des Warschauer Gettoaufstandes – Aus der Nähe von Minsk – Die sozialrevolutionäre Tradition der Familie – Der jüdische Bund – Tätig bei der Untergrundzeitschrift «Für eure und unsere Freiheit» – Leben im Widerstand – Solidarität mit den Schwachen und den Bedrohten – Zur Nachkriegsentwicklung in Polen – Bleiben unter Schwierigkeiten – Ein Zeuge des Jahrhunderts.

Theo Mechtenberg, Bad Oeynhausen

LITERATUR/POETIK

«**Gestundete Herzeit**»: Poetische Korrespondenzen zwischen Ingeborg Bachmann und Paul Celan – Ein Gespräch in und mit Gedichten – Fünf persönliche Begegnungen – Gedichte als Flaschenpost – «In Ägypten» und die Fremde des Exils – Das Dunkel der Erinnerung – Korrespondenzen und Konkurrenzen – «Lieder auf der Flucht» – Bilder für die Verwerfungen einer Biographie – «Todesarten» – Das Geheimnis der Begegnung – Die Fragende und der Zweifelnde – Fliehend in den Augenblick – Eine auf Widerruf gestundete Zeit.

Michael Braun, St. Augustin

KULTURGESCHICHTE

Der Gesang der Themse: Zu Peter Ackroyds «Die Themse. Biographie eines Flusses» – Eine Flut von Geschichten, Bildern und Erlebnissen – Die Faszination eines alten Namens – Vom naturwüchsigen Fluß zu einer von Kapitalinteressen bestimmten Landschaft – Schatten und Tiefen.

Wolfgang Schlott, Bremen

THEOLOGIE/ZEITGESCHICHTE

«**He was a Dutch gentleman**»: Zum «Tagebuch» und zu den «Agenden» von Kardinal Johannes Willebrands – Das Zweite Vatikanische Konzil und die Ökumene – Die Rolle von Johannes Willebrands – Die Veröffentlichung des «Tagebuches» (1958–1961) und der «Agenden» (1963–1965) – Die «Katholische Konferenz für ökumenische Fragen» – Der «Zwischenfall von Rhodos» – Die Konzilsankündigung und die Errichtung des Einheitssekretariats – Terminkalender und Arbeitsjournal – Eine historisch bedeutende Quelle.

Nikolaus Klein

LITERATUR/THEOLOGIE

Literaturkritik zwischen den Stühlen: Paul Konrad Kurz (1927–2005) über Sprache und Glauben – Ein Schriftsteller-Leben – Essayist und Kritiker – Die Fremdheit zwischen Schriftstellern und Theologen – Die Mühen des Vermittlers und des Vermittelns – Gott in der modernen Literatur – Das Weiterglimmen des Religiösen – «Keine Gottesrede ohne Spracharbeit» – Das Epiphani-sche der Dinge – Das Offene und das Mögliche – Die Theologie der Zärtlichkeit – Die mystische Spur.

Lorenz Wachinger, München

haben, sein Kind zu retten. [...] Für dieses nackte Leben ist der Mensch bereit, alles zu opfern, den anderen zu töten.» (72) Grenzsituationen zeigen aber auch, wozu der Mensch im Guten fähig ist. So berichtet Marek Edelman, wie jemand, der drei Tage nichts zu essen bekommen hatte, unverhofft in den Besitz von 20 Kilo Brot gelangte. Er habe von seiner Beute nicht eine Krume für sich genommen, sondern sie mit einer Gruppe von 16 Widerstandskämpfern geteilt. Es sei, wie Marek Edelman kommentiert, die im Bund eingeübte Solidarität, die solches Verhalten ermöglichte.

Dem Getto entkommen, doch neuen Gefahren ausgesetzt

Marek Edelman gelang es, sich mit dem Rest seiner Leute nach dreiwöchigen Kämpfen gegen die deutsche militärische Übermacht durch die Kanalisation auf die arische Seite zu retten. In Sicherheit war er damit noch nicht. Gefahr drohte von Schmarotzern, die Juden an die Gestapo verrieten. Gefahr drohte aber auch von rechtsextremistischen Gruppen der Heimatarmee (AK), denen so mancher Überlebende des Gettos zum Opfer fiel. Als sich Marek Edelman ein Jahr später dem Warschauer Aufstand anschließen wollte, geriet auch er in diese Gefahr. Bewaffnet, doch ohne Dokumente, wurde er von einem AK-Posten gestellt und absurderweise verdächtigt, als Jude für die Deutschen zu spionieren. Schon wollte man ihn an die Wand stellen, als er in letzter Minute auf Veranlassung des Kommandeurs der Erschießung entging. Durch diese Erfahrung belehrt, schloß er sich nicht der AK, sondern der kommunistischen Volksarmee (AL) an. Als einziger seiner Gruppe überlebte er auch diesen Aufstand. Dem deutschen Befehl, sich nach der Kapitulation Warschaws in Gefangenschaft zu begeben, kam er aus guten Gründen nicht nach. Er versteckte sich in den Ruinen der Stadt, bis ihn seine künftige Frau, als Rote-Kreuz-Schwester getarnt, außerhalb von Warschau in Sicherheit brachte.

Marek Edelman blieb auch nach dem Krieg als Bundist ein entschiedener Gegner des Zionismus. Rückblickend beschuldigt er die zionistische Führung sogar, sich um die im Getto der Vernichtung preisgegebenen Juden nicht gekümmert zu haben. «Damals ist es keinem in den Sinn gekommen, die zionistische Führung könne sich zur physischen Vernichtung von sechs Millionen Juden bewußt passiv verhalten. Niemand konnte damals an eine solche Ungeheuerlichkeit glauben, auch ich nicht. Wir dachten, sie sind einfach unfähig, einen Hilfskanal herzustellen. Doch daß sie, einfach so, die Juden in Stich ließen, weil ihnen an ihrem Schicksal nichts lag ...» (98)

Kaum war der Krieg vorbei, da tauchten bereits die ersten zionistischen Emissäre auf, um die Überlebenden des Holocaust zur Auswanderung nach Palästina zu bewegen. Der erste Exodus polnischer Juden nahm seinen Anfang. Auch Marek Edelmanns Kampfgefährten und Freunde, Bundisten wie er, verließen das Land. Nicht aber er. «Einer muß schließlich bei allen bleiben, die hier zugrunde gingen.» (115) Trotz aller Erfahrung blieb für ihn weiterhin die Diaspora der Lebensraum der Juden. Äußerst kritisch beurteilt er daher die 1948 erfolgte Staatsgründung Israels. Ihr Gründungsmythos sei nicht der Holocaust gewesen, sondern der Pioniergeist der frühen zionistischen Einwanderer. Erst der Eichmannprozeß im Jahr 1961 habe hier eine Wende in der israelischen Erinnerungskultur bewirkt. Durch sie sei ein neuer Mythos entstanden, der die Schande auslöschen sollte, daß sich die Juden wie Lämmer zur Schlachtbank haben führen lassen. Nun waren die Helden des Warschauer Gettoaufstands gefragt, vor allem die aus den Reihen der Zionisten, nicht aber die Kämpfer des Bundes. Diese würden in der Rangliste der Helden den letzten Platz einnehmen, obwohl der Bund die führende Kraft des Widerstands gewesen sei. «Sie waren überflüssig – verloren

hatte ihre antizionistische Idee, verloren hatten sie selbst. Weil sie umgekommen waren, weil es sie im Staat nicht gab, weil der einzige überlebende Anführer dieses allerwichtigsten Aufstands, der Bundist Marek Edelman, in der Verbannung geblieben war, im antisemitischen Polen.»³

Bleiben unter Schwierigkeiten

Nach dem Krieg studierte Marek Edelman Medizin und ließ sich bis zu seinem Tod in Lodz nieder. Er wurde ein international anerkannter Herzspezialist, der vielen das Leben gerettet hat, die von anderen Ärzten bereits aufgegeben worden waren. Sein ärztliches Ethos war von seiner Lebensmaxime bestimmt, sich immer und überall für die schwachen Glieder der Gesellschaft, und dazu zählen auch die Kranken, einzusetzen. Als 1999 in Polen die Ärzte streikten, reagierte er darauf mit äußerst scharfer Kritik: «Es gibt keine Situation und keinen Grund, der einen Arzt berechnen würde, einem Kranken die Hilfe zu verweigern. [...] In Sachen der Gesundheit und des menschlichen Lebens darf man sich nicht auf die Regeln des Marktes berufen. [...] Der Arzt hat kein Recht, seine Lebensverhältnisse auf Kosten fremder Gesundheit und fremden Lebens zu verbessern. [...] Wer das nicht akzeptiert – der möge mit Petersilie handeln.» (274)

Im März 1968 protestierten die Studenten gegen die geistige Unfreiheit. Ihre Wortführer waren zum Teil jüdischer Herkunft. Partei- und Staatsführung reagierten mit einer «antizionistischen», in Wahrheit antisemitischen, Kampagne. Juden wurden aus ihren Stellungen und Funktionen gedrängt. Auch der Antizionist Marek Edelman erhielt Berufsverbot. Ihm wurde vom Pförtner der Zutritt zum Krankenhaus verwehrt. Die Unterdrückungsmaßnahmen hatten einen weiteren Exodus von Juden zur Folge. 13000 verließen Polen, unter ihnen auch Marek Edelmanns Frau mit Sohn und Tochter. Er aber blieb.

Als sich Mitte der siebziger Jahre die Opposition formierte, sah Marek Edelman in ihr eine innere Verwandtschaft mit den Idealen des Bundes und trat ihr bei. Im Dezember 1981 wurde auch er nach Verhängung des Kriegsrechts verhaftet, doch nicht in eines der für Prominente eingerichteten Lager, sondern in ein gewöhnliches Gefängnis eingewiesen. Dort teilte er mit zwölf Häftlingen die Zelle. Die von ihm geforderte Erklärung, sich künftig jeder politischen Tätigkeit zu enthalten, unterschrieb er nicht. Doch nach wenigen Tagen kam wer wieder frei, vermutlich auf Intervention von Willy Brandt. 1983 erhielt er von Präsident Jaruzelski höchstpersönlich eine Einladung zur Staatsfeier des 40. Jahrestages des Gettoaufstands. Marek Edelman lehnte ab und begründete dies in einem in der Untergrundpresse veröffentlichten Brief mit den Worten: «Die Feier unseres Jahrestages hier, wo heute über dem gesamten gesellschaftlichen Leben Entwürdigung und Unfreiheit lasten, wo man Worte und Gesten völlig verfälscht, ist Verrat an unserem Kampf [...].» (258) Daraufhin stellte man ihn unter Polizeiaufsicht, um seine Teilnahme an einer von der Opposition organisierten Gedenkfeier zu verhindern. Fünf Jahre später, schon in der Agonie des Systems, sprach er dann auf der unabhängigen Gedenkveranstaltung der Solidarność vor 10000 Teilnehmern.

Mahner in einer bedrohten Welt

Entgegen dem damals verbreiteten Enthusiasmus nach der europäischen Wende der Jahre 1989/90 betrachtete Marek Edelman die weitere Entwicklung mit nüchterner Skepsis. So scheute er sich nicht, die Abschottung des reichen Westens vor dem Ansturm der Armen zu verurteilen: «Das Verlangen nach einem besseren Leben erschüttert die Mauern des Gettos der Reichen, und sie werden fallen.» (247) Die westlichen Industriestaaten seien selbst von einer inneren Krise bedroht, «da niemand heute wisse, wie sich das Leben in der Ära des Internet gestalten wird und wie man sich zu der Tatsache verhalten soll, daß

¹ Rudi Assuntino, Wlodek Goldkorn, Strażnik Marek Edelman opowiada (Der Wächter Marek Edelman erzählt). Kraków 1999, 17. Die Seitenangabe weiterer Zitate findet sich im Text.

² Ebd., 175-238.

³ Anka Grupińska, Bohater wybrany (Auserwählter Held), in: Tygodnik Powszechny v. 19. März 2006.

immer weniger Menschen zur Arbeit gebraucht werden.» (137f.) Aus eigener, schmerzlicher Lebenserfahrung wußte Marek Edelman nur zu gut, daß es darauf ankommt, den Anfängen zu wehren. Zum Holocaust kam es schließlich nicht gleich zu Beginn nationalsozialistischer Herrschaft, sondern am Ende einer ganzen Kette sich von Fall zu Fall steigender antisemitischer Maßnahmen. So forderte er im Frühjahr 2006 nach judenfeindlichen Attacken des für seinen Antisemitismus bekannten Senders «Radio Maryja» Regierungschef Marcinkiewicz und Parlamentspräsident Jurk auf, in dem von ihrer Partei «Recht und Gerechtigkeit» mit Vorliebe genutzten Sender nicht weiter aufzutreten. Der Weg von den Worten des Hasses zu verbrecherischen Taten sei kurz.

Als moralische Autorität wurde Marek Edelman auch international wahrgenommen. So hielt er auf der vom Europaparlament einberufenen Konferenz «1000 Tage Belagerung von Sarajewo» eine vielbeachtete Rede, in der er die demokratische Welt zur Intervention aufforderte: «Wenn man im 20. Jahrhundert, an der Schwelle zum dritten Jahrtausend, dem Völkermord nicht Einhalt gebietet, dann wird sich die Politik des Völkermordens weiter ausbreiten.» (249)

Ein Jahr vor seinem Tod erschien ein Buch unter dem Titel «Und es gab Liebe im Getto»⁴, in dem Marek Edelman ein weiteres

⁴ Marek Edelman, *I było miłość w getcie*. Marek Edelman im Gespräch mit Paula Sawiecka. Vorwort von Jacek Bocheński. Warschau 2008.

Mal sein Leben reflektiert und über das Warschauer Getto Auskunft gibt. Er wiederholt manches, was er bereits an anderer Stelle gesagt hat. Doch seine Aussagen haben einen neuen Akzent, der im Titel zum Ausdruck kommt: Bei all dem Grauen gab es im Getto auch Liebe. So berichtet er von einer Mutter, die von den Transporten freigestellt war und die Selbstmord beging, um ihrer Tochter die «Nummer des Lebens» zu hinterlassen. An anderer Stelle ist von einem Mädchen die Rede, das verzweifelt die zum Umschlagplatz getriebene Menge nach seiner Mutter absucht, sie schließlich findet und sich ihr anschließt, um sie nicht allein in den Tod gehen zu lassen. Es ist eine Liebe, die mehr ist als erotische Leidenschaft, wenngleich Marek Edelman auch diese als Protest gegen den Tod keineswegs gering schätzt; es ist eine Liebe rückhaltloser Hingabe um des anderen willen. Daß es so etwas im Getto gab, ist der Beweis eines Sieges über den dort herrschenden vernichtenden Haß.

«Und es gab Liebe im Getto» ist Marek Edelmanns letzte, aus seiner Lebenserfahrung gewonnene Botschaft. So fordert er denn vom Kindergarten bis zur Universität eine Erziehung zu einer Humanität, die dem Haß abschwört und zur Liebe verpflichtet.

Theo Mechtenberg, Bad Oeynhausen

Hinweise: Hannah Krall, *Dem Herrgott zuvorkommen*. Frankfurt/M. 1992; Marek Edelman, *Das Ghetto kämpft*. Warschau 1941-1943. Berlin 1993; Witold Bereś, *Krzysztof Burnetko, Marek Edelman erzählt*. Berlin 2009.

«Gestundete <Herzzeit>»

Poetische Korrespondenzen zwischen Ingeborg Bachmann und Paul Celan

Der Refrainvers «Erklär mir, Liebe!» aus Ingeborg Bachmanns gleichnamigem Gedicht aus dem Jahr 1956 (SG 119)¹ könnte als Motto über dem Briefwechsel stehen, den sie mit Paul Celan über fast 13 Jahre hinweg geführt hat. Im August 2008 wurde dieser Briefwechsel vom Suhrkamp Verlag herausgegeben und hat seither auch durch prominente Rezitationen ein wachsendes Publikum erobert.² Die Kritiker sprechen in seltener Einhelligkeit von einer literarischen Sensation.³ Aufsehen erregt die Korrespondenz, die nach dem Willen der Erben erst 2023 hätte herausgegeben werden sollen, nicht nur, weil sie den zuvor zaghaft oder forsch vorgebrachten Spekulationen über die Affäre der Dichter ein für allemal ein Ende bereitet.⁴ Es geht auch nicht nur um ein «Liebesmartyrium»⁵, um das «meist bewunderte Dichterpaaar und um die wohl komplizierteste Liebesgeschichte der Nachkriegsgeschichte»⁶, in der es Blumen und getauschte Ringe, Küsse und Tränen, kitschige Momente und strindbergische Tragik ebenso gibt wie Treuebeweise und Liebesverrat.

Ein Ereignis ist der Briefwechsel vor allem, weil nun klar wird, wie sehr beidseits die poetischen Werke zu Lebzeiten an der Korrespondenz teilhatten.⁷ «Nachgehen möchte ich dir, wenn

du tot bist, mich umdrehen nach dir, auch wenn mir Versteinerung droht, erklingen möchte ich, das verbleibende Getier [?] zu Tränen rühren und den Stein zum Blühen bringen, den Duft aus jedem Geäst [?] ziehen», heißt es in einer Nachlaßschrift Bachmanns.⁸ Das paradoxe Bild vom blühenden Stein geht auf Paul Celans Gedicht «Corona» aus seinem zweiten Lyrikband (1952) zurück, in dem es heißt: «wir lieben einander wie Mohn und Gedächtnis» (GW 1, 37).

Ein solches Gespräch in und mit Gedichten ist in dieser bildlichen Eindringlichkeit und in dieser existentiellen Tiefe höchst selten in der modernen deutschen Literatur, und es ist ein Glücksfall, daß wir – anders als beim Briefwechsel Franz Kafkas mit Felice Bauer – Zeugnisse von beiden Schreibenden lesen können. Besonders aus den Gedichten in den Briefen zwischen Ingeborg Bachmann und Paul Celan erfahren wir das, was ihre Liebe erklären könnte.

Briefe als Teil der Liebes- und Literaturgeschichte

Die Briefe sind der Rahmen und ein Schlüssel der Gedichte, die das Biographische übersteigen und Modellerfahrungen einer exemplarischen Liebe formulieren. «Wechselt den Schlüssel, wechselt das Wort» (GW 1, 112), heißt es bei Paul Celan. Es verwundert, daß diese wechselnden Schlüssel auf Biographien passen, die man sich von Anfang an unterschiedlicher kaum vorstellen kann. Hier Paul Celan, der 1920 geborene Dichter jüdischer Herkunft aus Czernowitz in der heutigen Ukraine, dessen Eltern in nationalsozialistischen Arbeitslagern ums Leben kamen, dort die 1926 geborene Dichterin aus Klagenfurt, Tochter eines Nationalsozialisten der ersten Stunde. Daß sich trotz dieser «Grunddifferenz der Lebensgeschichten»⁹ Opfersohn und Tätertochter in den Briefen überhaupt etwas zu sagen wissen und daß sie offenbar nicht unter dem Hauptproblem vieler schreibender Paare litten, «die Liebe vor dem Werk, das Werk gegen die Liebe zu

¹ Zitate mit folgenden Siglen: SG = Ingeborg Bachmann, *Sämtliche Gedichte*. München 1978; GW = Paul Celan, *Gesammelte Werke*. Hrsg. von Beda Allemann. Frankfurt/M. 1983; H = *Herzzeit*. Ingeborg Bachmann – Paul Celan. Der Briefwechsel. Mit den Briefwechseln zwischen Paul Celan und Max Frisch sowie zwischen Ingeborg Bachmann und Gisèle Celan-Lestrange. Hrsg. und kommentiert von Bertrand Badiou, Hans Höller, Andrea Stoll, Barbara Wiedemann. Frankfurt/M. 2008.

² Besonders eindrucklich in der Simultanlesung einiger Briefe durch Marita Breuer und Markus Heinecke auf Schloß Burgau am UNESCO-Tag der Poesie (Kunstförderverein Düren, 21.3.2009).

³ Vgl. Beatrice Eichmann-Leutenegger, «... Dich heimholen aus der Verlorenheit», in: *Orientierung* 72 (2008), 198-200.

⁴ Vgl. Ingeborg Bachmann und Paul Celan. *Poetische Korrespondenzen*. Hrsg. von Bernhard Böschstein und Sigrid Weigel. Frankfurt/M. 1997, 20f. und das Celan Handbuch: *Leben – Werk – Wirkung*. Hrsg. von Markus May, Peter Goßens, Jürgen Lehmann. Frankfurt/M. 2008, 317-319.

⁵ Peter Hamm, *Wer bin ich für dich?*, in: *Die Zeit*, 21.8.2008.

⁶ Ina Hartwig, *Schuld und Zauber*, in: *Frankfurter Rundschau*, 19.8.2008.

⁷ Paul Jandl, «Sie sagten sich Helles und Dunkles», in: *NZZ*, 30./31.8.2008, spricht von einem «Schlüsselroman unter umgekehrten Vorzeichen».

⁸ Ingeborg Bachmann, *Das Gedicht an den Leser*, in: *Dies., Werke*. Bd. 4. Hrsg. von Christine Koschel u.a. München-Zürich 1978, 308.

⁹ Frauke Meyer-Gosau, *Einmal muss das Fest ja kommen*. Eine Reise zu Ingeborg Bachmann. München 2008, 83.

schützen»¹⁰; das macht den Briefwechsel und die Gedichte darin zu dem außergewöhnlichen Zeugnis einer Dichterfreundschaft.

Liebestragödie in fünf Akten

Der Briefwechsel dreht sich um fünf persönliche Begegnungen. Sie geben der Liebesbeziehung die Kontur eines tragischen Dramas. Die Begegnungen sind die Höhepunkte, zwischen denen geschrieben – und auffällig viel geschwiegen – wird. Von den Telefonaten aus den langen Briefpausen wissen wir nur, daß es sie gab, mehr nicht.

Brisanz gewinnen die Begegnungen in der letzten Phase des Briefwechsels, ab 1958, als die jeweiligen Ehepartner ins Spiel kommen. Beide Partner sind ebenfalls Künstler: Ingeborg Bachmanns Ehemann Max Frisch ist ein gefeierter Dramatiker, Paul Celans Ehefrau Gisèle Celan-Lestrange ist Graphikerin. Sie wissen von der Liebesaffäre ihrer Ehepartner und reagieren unterschiedlich, Celans Frau mit Großmut und beinahe unfassbarer Geduld, Max Frisch empfindlich und zugleich um Celans Freundschaft werbend.

Die erste Begegnung findet im Mai und Juni 1948 in Wien statt. Der 27jährige Paul Celan kommt, versehen mit besten Empfehlungen seiner ersten literarischen Förderer, über Rumänien nach Wien. Dort trifft er im Atelier eines surrealistischen Malers¹¹ die 21jährige Philosophiestudentin Ingeborg Bachmann, die bereits in erstrangigen Künstlerkreisen verkehrt. Doch über den Anfang der Liebesbeziehung geben uns weniger die Briefe Auskunft, mit denen die Korrespondenz erst ein halbes Jahr später (von Seiten Celans) bzw. fast ein ganzes Jahr später (von Seiten Bachmanns) einsetzt; wir erfahren hier lediglich, daß der vergangene Frühling «schön» war.

Die Liebe beginnt mit einem Gedicht. Es heißt «In Ägypten» (H 7). Paul Celan hat es in den Matisse-Bildband *Peintures 1939-46* (Paris 1946) hineingeschrieben, den er Ingeborg Bachmann zu ihrem 22. Geburtstag schenkte:

Du sollst zum Aug der Fremden sagen: Sei das Wasser!
Du sollst, die du im Wasser weißt, im Aug der Fremden suchen.
Du sollst sie rufen aus dem Wasser: Ruth! Noemi! Mirjam!
Du sollst sie schmücken, wenn du bei der Fremden liegst.
Du sollst sie schmücken mit dem Wolkenhaar der Fremden.
Du sollst zu Ruth, zu Mirjam und Noemi sagen:
Seht, ich schlaf bei ihr!
Du sollst sie schmücken neben dir am schönsten schmücken.
Du sollst sie schmücken mit dem Schmerz um Ruth, um Mirjam
und Noemi.
Du sollst zur Fremden sagen:
Sieh, ich schlief bei diesen!

Entstanden ist «In Ägypten» genau eine Woche nach der ersten Begegnung (Wien, 23.5.1948) und der Dichterin am Vortag ihres Geburtstages gewidmet, als sie beide «sehr festlich ... aus waren, Abendessen und ein wenig Wein trinken» (25.6.1948, H 251); am Tag nach Ingeborg Bachmanns Geburtstag reist Paul Celan nach Paris ab. Dieser Genauigkeit der Daten wird man immer wieder in dem Briefwechsel begegnen, kein Wunder bei Celan, der «solcher Daten eingedenk zu bleiben» als eine zentrale Aufgabe des Gedichts ansah (GW 3, 196), ganz im Gegensatz zu Ingeborg Bachmann, die ihre Gedichte nicht zu datieren pflegte. Celans Widmung «Der peinlich Genauen, 22 Jahre nach ihrem Geburtstag, Der peinlich Ungenauen» (H 7) kehrt somit das reale Verhältnis der Liebenden im Schreiben um; er redet es schöner als es ist, und daß er es auch *schlechter* reden kann als es ist, lehren die Briefe, die folgen.

¹⁰ Gerda Marko, *Schreibende Paare. Liebe, Freundschaft, Konkurrenz*. Frankfurt/M. 1998, 10.

¹¹ Der Information von Helmut Böttiger, *Orte Paul Celans*. Wien 1996, 110, derzufolge Celan Bachmann im Internationalen Arbeitsamt kennengelernt hat, wo sie als Aushilfe arbeitete, widerspricht Bachmanns Notiz vom 17.5.1948 (zit. in H 251).

«In Ägypten»: Poetisches Liebeszeugnis

Das Gedicht «In Ägypten» ist das erste poetische Zeugnis ihrer Liebe. Es ist ein Gedicht «Für Ingeborg», aber nicht ein Gedicht allein über sie. Denn es redet keinen Klartext, sondern spricht in neun Geboten eine «Fremde» an, die die Fremde des Exils ebenso gut wie die Fremdheit der Sprache bedeuten kann, die Paul Celan über «herzgraue» Zeiten (GW 1, 167) in sein Pariser Exil gerettet hat. Und auch wenn der Dichter bei der Fremden schläft und sie «am schönsten schmückt», so gilt sein Schmerz doch den jüdischen Frauen. Ruth, Mirjam, Noemi, die in dem Gedicht genannt werden, sind Gegengestalten zu Ingeborg Bachmann. Diese Frauen des jüdischen Exils stehen für die Toten und für das «Dunkel» einer Erinnerung (H 13), die anders und älter war als Bachmanns Nachkriegs-Trauerarbeit. Zu der Frage, wie sich Ingeborg Bachmann und Paul Celan als Dichter verstehen, tritt von Anfang an das Problem, wie sie sich über die Erinnerung an die Zeit vor 1945 verständigen: Paul Celan als Zeitzeuge der Opfergeneration, Ingeborg Bachmann als sekundäre Zeugin der ersten erwachsenen Nachkriegsgeneration. Deshalb gehört zum Gespräch der Dichter die Erfahrung von Fremde und Fremdheit ebenso wie die schmerzvolle Assimilation jener entzweienenden Erinnerung in die Gegenwart.¹²

Bis es zur nächsten Begegnung kommt, vergehen zweieinhalb Jahre. In dieser Zeit ist es hauptsächlich Ingeborg Bachmann, die schreibt. Sie will zu ihm. Paul Celan aber schweigt. Das zweite Zusammensein von Oktober bis Dezember 1950 ist das erste und auch schon letzte Experiment einer Lebensabschnittspartnerschaft. In einem Pariser Hotelzimmer erleben die beiden eine strindbergische Vorhölle. Was genau vorgefallen ist, wissen wir nicht. Es ist bereits der Anfang vom Ende einer «großen Liebe», die – wie es in Bachmanns später Erzählung *Drei Wege zum See* (1972) heißt – unaufhörlich «von Mißverständnissen, Streiten, Aneinandervorbeisprechen, Mißtrauen belastet» war.¹³ Paul Celan fordert einen Ring zurück, den er ihr gegeben hat, sie bedauert sein Mißtrauen, zu dem sie «keinen Zugang» hat (25.9.1951, H 33). Fortan übernimmt sie die Rolle der Schweigsamen, schreibt Briefe, aber schickt sie nicht ab, will, daß er zu ihr kommt.

Poetische Korrespondenzen und Konkurrenzen

Es sind die Gedichte, die das «Bewusstsein vom Beständigen» wach halten (26.1.1952, H 41), das als gemeinsames Leben nicht möglich ist. Paul Celan widmet Ingeborg Bachmann Gedichte, sie setzt sich für seine ein. Motive wechseln den Autor, Bilder werden geteilt. Wir können das an vielen Gedichten aus den Bänden nachvollziehen, mit denen beide in den 1950er Jahren ihren Ruhm begründet haben, Ingeborg Bachmann mit *Die gestundete Zeit* (1953) und *Anrufung des Großen Bären* (1956), Paul Celan mit *Mohn und Gedächtnis* (1952), *Von Schwelle zu Schwelle* (1955) und *Sprachgüter* (1959). Die Einflußrichtung geht sichtbar von Paul Celan zu Ingeborg Bachmann. Sie ist die vielleicht beste Leserin Celans, die in ihren Frankfurter Poetikvorlesungen (1959/60) bekennt, wie fasziniert sie von den «leuchtenden dunklen Worten» seiner Dichtung ist.¹⁴

Was in den Briefen «zwei / Mundvoll Schweigen» ist (GW 1, 167), das bringen die Gedichte zur Sprache. In ihnen waren sich die Dichter näher als es die Liebenden je sein konnten. Die Gedichte bewahren das Geheimnis der Liebe, während die briefliche Kommunikation häufig in Täuschungen und Nichtverstehen, Schweigen und Schuldvorwürfen mündet. Die Lyrik, später auch die Prosa Bachmanns ist die «Flaschenpost», die sich die Liebenden immer wieder zuschicken, ohne zu wissen, ob sie überhaupt jemals an «Herzland» gespült werden kann, wie Paul Celan schreibt (GW 3, 186).

¹² Vgl. Jean Bollack, «Ich sehe jetzt die Überlegenheit Bachmanns stärker». Gespräch mit Christoph König, in: FAZ, 14.8.2008, 42.

¹³ Ingeborg Bachmann, *Sämtliche Erzählungen*. Darmstadt 1985, 415.

¹⁴ Ingeborg Bachmann, *Das Gedicht an den Leser* (Anm. 8), 215.

Natürlich ist die dichterische Korrespondenz auch eine Konkurrenz. Das zeigt sich bei der dritten Begegnung in Niendorf an der Ostsee. Das offizielle Wiedersehen findet unter der Schirmherrschaft der «Gruppe 47» statt, die beide Autoren – und zwar Paul Celan auf Vermittlung Bachmanns! – zu Lesungen eingeladen hat. Während Ingeborg Bachmann mit großer Resonanz liest, aber so leise, daß ein Autor ihre Gedichte nochmals vorträgt, während sie gleich darauf in ihrem Hotelzimmer in Ohnmacht fällt, kommt Celans Lesung bei den Teilnehmern nicht an.¹⁵ Enttäuscht reist er ab. Einflußreiche Autoren der «Gruppe» haben seinen Gedichtvortrag als «Singsang wie in einer Synagoge» bezeichnet und damit verkannt, wie stark die Entstehung der Poesie mit der Musik von Anfang an verbunden ist, auch wenn sich beide Künste heute nur noch «wenig Blicke zuwerfen».¹⁶

«Lieder auf der Flucht»

Fortan schielt Paul Celan auf den Erfolg der Freundin, die mehrere Literaturpreise erhält, von der Presse hofiert und mit dem berühmten *Spiegel*-Cover im August 1954 zur «ersten Medienautorin des deutschsprachigen Raumes» wird.¹⁷ Er lastet das Unverständnis der Öffentlichkeit der Freundin an, mag sie ihn auch noch so sehr beschwören, sich nicht gegeneinander ausspielen zu lassen (10.7.1952). Nun ist es wieder Paul Celan, der schweigt. Unter den 11 Dokumenten aus der Zeit zwischen 1952 und 1957 kommt er nur mit einer handschriftlichen Widmung zu Wort. Ingeborg Bachmann, die inzwischen mit dem Komponisten Hans Werner Henze zusammenlebt und für ihn Libretti schreibt, verfaßt in Neapel ihre große Elegie «Lieder auf der Flucht» (1955). Gemeint ist die Flucht vor einer Liebe, in der sie sich ohne Schuld wußte, aber auch ohne Hoffnung, dauerhaft geliebt zu werden. Es herrscht eine Eiszeit der Gefühle. Das Wort, das Ingeborg Bachmann in ihrem Brief vom 28.10.1957 dafür findet, stammt aus der Geologie: «Verwerfungen», Risse im Gestein, die zu Erdbeben führen können. Sie beginnt, die «Verwerfung» anzunehmen und in eindringlichen lyrischen Bildern zu beschreiben (SG 149):

Ich aber liege allein
im Eisverhau voller Wunden.

Es hat mir der Schnee
noch nicht die Augen verbunden.

Die Toten, an mich gepreßt,
schweigen in allen Zungen.

Niemand liebt mich und hat
für mich eine Lampe geschwungen!

«Herzzeit» der Liebe

Angesichts dieser Krisengedichte kommt der Neubeginn der Liebe im Oktober 1957 unerwartet. Die vierte Begegnung findet im Rahmen einer Wuppertaler Literaturtagung statt. Mit dürftigen Notizen verabreden Ingeborg Bachmann und Paul Celan auf der Rückseite des Tagungsprogramms ein Rendezvous in Köln. Die Zeugnisse ihres Wiedersehens sind die Liebesgedichte, mit denen Paul Celan seine Geliebte in den folgenden Wochen förmlich überschüttet. Darunter das am 20. Oktober 1957 in Paris geschriebene «Köln, Am Hof» (H 60), das wie kein anderes Gedicht die gemeinsame «Herzzeit» der Liebe beschwört:

Herzzeit, es steh
die Geträumten für
die Mitternachtsziffer.

¹⁵ Vgl. Theo Buck, «Mit entschertem Herzhirn». Celan-Studien IV. Aachen 2000, 22f.

¹⁶ Ingeborg Bachmann, Musik und Dichtung (1959), in: Dies. (Anm. 8), 59.

¹⁷ Ulrike Draesner, *Schöne Frauen lesen*. München 2007, 135.

Einiges sprach in die Stille, einiges schwieg,
einiges ging seiner Wege.
Verbannt und Verloren
waren daheim.

Ihr Dome.
Ihr Dome ungesehen,
ihr Wasser unbelauscht,
ihr Uhren tief in uns.

«Am Hof» ist die Straße in Rheinufernähe, in der Celans Kölner Hotel lag. Sie führt vom erzbischöflichen Palast («Hof») bis zum Rathausplatz. Im Mittelalter war dieses Gebiet den Juden zugewiesen. Paul Celan stand diesen Traditionen nahe, war ihnen aber auf «abtrünnig[e]» Weise treu (GW 3, 56). Daher läßt sich das Gedicht nicht allein auf einer horizontalen Zeitachse verstehen. Es zeigt mit der «Mitternachtsziffer» nach oben und mit den «Geträumten» nach innen. Den Liebenden kommt es auf die Zeit der «Uhren in uns» an. Diese Zeit ist die «Herzzeit», in der es nicht vieler Worte bedarf, um sich zu verstehen. Doch «Köln, Am Hof» ist keine romantische Liebeslaube einsamer Herzen. «Verbannt» ist Paul Celan, «Verloren» ist Ingeborg Bachmann, und was sie trotz der äußeren Entzweiungen teilen, ist allein dieses Wissen, stets «im Schweren beheimatet» zu sein (H 27). Auch die Verhältnisse haben sich inzwischen gewandelt. Nun ist er es, der zu ihr will. Paul Celan besucht die Lesungen, die Ingeborg Bachmann in Deutschland hat, er reist ihr hinterher, während sie schweigt oder ihn bedrängt, sich endlich mit seiner Frau auszusprechen. Paul Celan ist seit 1952 mit Gisèle Celan-Lestrange verheiratet, sie haben (seit 1955) einen Sohn, und Ingeborg Bachmann ist nicht bereit, Celans Ehe aufs Spiel zu setzen.

Die letzten Begegnungen finden im Sommer 1958 in Paris, im Mai und November 1960 in Zürich statt. Ingeborg Bachmann hat am Tag nach ihrer Aussprache mit Paul Celans Ehefrau Max Frisch kennengelernt, mit dem sie, statt Frischs Pariser Gastspiel von *Biedermann und die Brandstifter* zu besuchen, den Abend und die Nacht verbrachte.¹⁸ Max Frisch und Gisèle Celan-Lestrange werden zu Mitwissern der verhängnisvollen Affäre, die «zuviel und zu schwer» (27.6.1951, H 24) ist für Paul Celan und Ingeborg Bachmann. Außenstehende können den Prozeß mit tödlichem Ausgang nicht aufhalten, dem Paul Celan nach den haltlosen und perfiden Anschuldigungen Claire Golls, er habe sich fremder Gedichte zu eigenem Nutzen bedient, ausgesetzt ist. Nahezu jeder, der mit der sogenannten Goll-Affäre zu tun hat, wird irgendwann in das Netz von Verdächtigungen eingesponnen, mit dem Paul Celan selbst gutwilligen Nächsten das Leben schwer macht. Nach einem tätlichen Angriff auf seine Frau (1965) wird Paul Celan in eine Psychiatrische Anstalt eingewiesen.

Auch bei Ingeborg Bachmann haben nach der Trennung von Max Frisch im Herbst 1962 die psychischen Probleme zugenommen. Sie konnte sich weder mit Celans hartnäckigem Mißtrauen abfinden, noch damit, daß Max Frisch mit der Routine des Büroarbeiters morgens um sieben Uhr munter auf der Schreibmaschine zu klappern begann, während sie auf der anderen Etage vor leeren Blättern hockte und verzweifelt auf Inspiration wartete.¹⁹ Die biographische Synopse zeigt Ingeborg Bachmann wie Paul Celan Ende 1962/Anfang 1963 in einer Klinik (H 371).

«Todesarten»

Das letzte Jahrzehnt der Korrespondenz ist ein weißes Blatt. Paul Paul Celan nimmt sich im April 1970 das Leben, Ingeborg Bachmann stirbt 1974 an den Folgen einer Brandverletzung. Es sind *Todesarten*, um es mit dem Titel von Bachmann letztem großen

¹⁸ Vgl. Max Frisch, Montauk, in: *Gesammelte Werke*. Bd. 6. Hrsg. von Hans Mayer. Frankfurt/M. 1986, 676f.

¹⁹ Vgl. Peter U. Beicken, *Ingeborg Bachmann*. München 1988, 147.

Prosaprojekt zu sagen. Der Fremde, der «auf dem Transport im Fluß ertrunken ist», wie es dort heißt, ist Paul Celan.²⁰ Diese «Todesarten» drängen in den Gedichten immer wieder zum Ausdruck, weniger in den Briefen, die Ingeborg Bachmann fürchtet, «weil sie uns unbeugsam ansehen, wenn man nur das lebendige Wort sucht» (an Gisèle Celan-Lestrange, 20.12.1959, H188). Es sind die Gedichte, die das «*Geheimnis der Begegnung*» (GW3, 198) erkunden. Sie sind die radikalen «Dokumente einer Krise» (H159). Suchen die Gedichte nach einer gemeinsamen Sprache für die Liebe, so entwickeln die Briefe eine ambivalente Liebe zur Sprache, die schmeicheln und schmerzen, Mißtrauen schüren und dem «Herzen das Wort» (H26) reden kann. Paul Celan geht es um das «wahrheitsgetreue Erinnern» (H26); Ingeborg Bachmann ringt mit der Liebe: «Ich liebe dich und ich will dich nicht lieben» (H24). Sie ist in der Korrespondenz die Fragende, er der Zweifelnde. In den Gedichten sind beide Suchende, kompliziert Liebende, vor der Zeit in den Augenblick Fliehende. Die Liebe in den Gedichten ist eine «auf Widerruf gestundete Zeit» (SG47), wie es im Titelgedicht zu Bachmanns erstem Lyrikband heißt, der eine der «wenigen bedeutsamen sprachlichen Wendungen der deutschen Literatur seit 1945» gestiftet hat.²¹ Es ist eine dornige Liebe, die «im Bund mit der Rose» steht (GW1, 75), eine Liebe, deren Tragik man mit den Gedichten nicht ganz, aber doch ein gutes Stück weiter als bisher erklären kann: eine «Liebe, zwangsjackenschön» (GW2, 233).

Michael Braun, *St. Augustin*

²⁰ Ingeborg Bachmann, «Todesarten»-Projekt. Bd. 3.1: Malina. Hrsg. von Dirk Göttsche unter Mitwirkung von Monika Albrecht. München-Zürich 1995, 524. «Das Ertrinken ist nur die Todesart; die Todesursache ist der Massenmord an den Juden und das dadurch ausgelöste Schuldsyndrom des Davongekommenen», kommentiert Wolfgang Emmerich, Paul Celan. Reinbek 1999, 80.

²¹ Marcel Reich-Ranicki, Ingeborg Bachmann oder: Die Kehrseite des Schreckens (1963), in: Kein objektives Urteil – nur ein lebendiges. Texte zum Werk von Ingeborg Bachmann. Hrsg. von Christine Koschel und Inge von Weidenbaum. München-Zürich 1989, 75.

Der Gesang der Themse

Zu Peter Ackroyds «Die Themse. Biographie eines Flusses»*

Wenn «der Gesang der Themse» auf der Seite 507 zu Ende ist, dann folgt im Anhang noch eine Reise von der Quelle bis zur Mündung des Flusses. Und der Leser, mit einer Flut von Geschichten, Bildern und spannenden Erlebnissen gefüttert, wird zweifellos auch dieses verlockende Angebot annehmen. Denn in eine solche lebendige Biographie eines Flusses ist er sicherlich noch nicht eingetaucht! Schon die Überschriften der fünfzehn Kapitel verheißen Abenteuer, Erkenntnisse über Strömungsgeschwindigkeiten und Schiffshavarien, nüchterne Erkenntnisse über wirtschaftliche und kulturelle Prozesse und sensationelle Einsichten in die normannische und englische Geschichte von der römischen Besatzungszeit bis in die jüngste Gegenwart. Der Fluß als Faktum, als Metapher und als Spiegel jeweiliger Geschichtsepochen – mit diesem dreiteiligen Auftakt setzt Ackroyd, der bereits mit seiner Biographie über London die englischsprachige Öffentlichkeit begeistert hat, die Leitlinien für die sicherlich umfangreichste zeitgenössische Darstellung der Themse. Sie besteht aus nüchternen Daten über verpestetes Wasser und saubere Quellen, aus Anekdoten über Bootsleute und Schiffseigner, aus Hymnen auf den majestätischen Strom, aus kulturhistorischen Betrachtungen über den Wandel von Bräuchen und Sitten in Siedlungen, Dörfern und Städten rund um die Themse. Die Verwendung von Texten unterschiedlicher Gattungen wird an weiteren Beispielen deutlich. Es sind Zitate aus Chroniken und Polizeiberichten, die den wissenschaftlichen Anspruch auf Nachweisbarkeit der Quellen untermauern. Sie kontrastieren die oft lyrische Ausschmückung der Kulturlandschaft mit harten synchronen und diachronen Schnitten, die den 215 Meilen langen Fluß auf zweifache

Weise in Segmente aufteilen. Der Leser erhält damit nicht nur Einblicke in unterschiedliche historische Abläufe und deren Bezeichnungen, sondern er begreift auch die Kontinuität von Ereignissen. Ein Beispiel soll diese Erkenntnisse verdeutlichen.

Uralte Faszination eines Namens

Themse oder Thames, so mutmaßt der Autor, sei «vielleicht der älteste in England belegte Name.» (39) Tamar, Teme und Taff, ebenfalls englische Flußnamen, verwiesen auf seine Bezeichnung wie auch das keltische «tam», was «glatt» oder «sich weithin ausbreitend» bedeutet. Aber auch andere europäische Flußnamen wie Temes (Ungarn), Tamese (Italien), ja sogar die Bezeichnung «Tamasa» für Ganges aus dem Epos Ramayana erhärteten die Vermutung, daß die Bezeichnung prä-keltischen Ursprungs sei. Kurzum, der «dunkle» Fluß, so seine Bezeichnung im 19. und 20. Jahrhundert, erfreut sich nach Ackroyd einer uralten Faszination, die weder die Kelten noch die Römer ermunterte, ihm andere Namen zu geben. Und da auch die folgenden Generationen rund um den Fluß ihren Lebensraum mit mythischen Legenden und prallen Geschichten ausschmückten, blieben *Father Thames* ebenso wie seine göttliche Gattin *Isis* Leitfiguren, die die Phantasie der Engländer immer wieder angeregt haben.

Doch nicht die Phantasie alleine prägte das Bewußtsein der Normannen und ihrer Nachfahren von «ihrem» Strom. In den dicht aneinandergeschachtelten Geschichtsepochen von der römischen Besatzungszeit bis in das turbulente 20. Jahrhundert haben viele Generationen kulturelles Kapital angesammelt, mit dessen Zinsen und Zinseszinsen der Autor sorgfältig umgeht. Ackroyd baut auf der Grundlage dieser Daten und Erkenntnisse eine Fluß-Biographie auf, in der Fakten und Fiktionen so kommentiert werden, daß der Leser stets den Überblick über den ganzen Textstrom bewahrt. So verbindet der Biograph christliche Legenden über die Geschichte der zahlreichen Kirchen links und rechts der Themse mit Chroniken der Gemeinden. Sie verwandeln sie in Gegenstände einer Fabulierlust, mit der er seine Leser immer wieder überrascht. So taucht mitten in dem spannenden Unterkapitel «Ruinen» der erste Bildteil auf, der eine Fotografie von der Quelle der Themse zeigt, gefolgt von Reproduktionen römischer Skulpturen, mittelalterlicher Pilgerabzeichen, Zeichnungen und weiteren Fotografien von Brücken und Fähren. Ein wunderbares Kompositionselement, das es dem Leser erlaubt, unmittelbar in ältere Zeitschichten einzutauchen! Der zweite Bildteil ist im Unterkapitel «Der Fluss der gewaltigen Dimensionen» plaziert. Er enthält farbige Reproduktionen, wiederum mit hoher Bildauflösung, von Abbeys, Brücken, Schlössern, Schleusen und Gemälden, die das emsige Leben auf der Themse zwischen 1650 und 1900 abbilden. Bewegend für den Leser des 21. Jahrhunderts ist auch der Abschnitt über den natürlichen Fluß (285-312), weil er mit der allmählichen Verwandlung einer naturwüchsigen in eine («Ein Strom des Vergnügens», [315-364]) von Wirtschafts- und Kapitalinteressen bestimmte Landschaft konfrontiert wird. Kurios ist dabei, daß das Vergnügen der Stadtbewohner mit ihrem Fluß unmittelbar mit dessen Verpestung im Laufe des 20. Jahrhunderts in Verbindung gebracht wird. Bewußtsein von einer bedrohten, ja vernichteten Umwelt wird somit mit Mitteln des Schockes oder der (allerdings kaum noch) wirkenden klassischen Aufklärung geschaffen.

Bild-Wort-Denkmal

Besonders zu lobende Unterkapitel setzen sich mit «Schatten und Tiefen» und dem «Fluss des Todes» in den phantasmagorischen künstlerischen Wahrnehmungen der Themse wie auch mit dem kriminellen Umfeld des Flusses auseinander (447-500). Auch in diesem Teil der Biographie belegen Reproduktionen von Gemälden, Aquarellen und Zeichnungen, mit welch differenzierten künstlerischen Verfahren die Themse in das fiktionale Blickfeld gerückt wurde. Und die Mündung der Themse? «Es ist ein mysteriöser Ort und einer der Ungewissheit. Wo endet der Fluss

und wo beginnt die (Nord)see?» (502) Dort wo sich Salzwasser und Brackwasser der Themse mischen. Dort wo man am Nordufer des Mündungsgebiets auf Industriebauten von gewaltigen Dimensionen trifft, wo am Südufer, am Crow Stone, wo die Themse offiziell aufhört, ein Fluß zu sein, und ins Meer übergeht.

Welche Wirkung hinterläßt eine solche Biographie, wenn der Fluß aufhört zu singen? Sind es nur rauschende Bilder, aufgebrochene Silben, prickelnde Empfindungen, die der Text mit seiner Beschreibung eines Farbenteppichs auf den bewegten Wasserspiegeln der Themse hervorbringt? Bleiben nur Textfetzen aus der Darstellung der mehr als zweitausend Jahre alten Geschichte mit rasch auf- und untertauchenden Gestalten, Gemäuern, Kirchtürmen und Wolkenkratzern? Lösen sich zwischen den Text- und Bildteilen die Verbindungen auf, trotz beigelegter *Compact Disk*, auf der Bilder aufbewahrt werden? Die in solchen Fragen bereits enthaltenen positiven Wertungen münden in Antworten wie: eine bereuschende Biographie, in der ihr Autor seinem Heimatstrom ein unvergeßliches Bild-Wort-Denkmal gesetzt hat. Seine Inschriften leben, seine Konturen greifen Geschichte und Gegenwart in einer simultanen Wahrnehmung auf, seine vielschichtigen Bilder erfüllen mehr als die Erwartungen an eine Lebensaufzeichnung: sie treiben die römische Geschichtete ebenso wie die mittel- und neuzeitliche Flußgeschichte in eine vorwärts und rückwärts strudelnde Moderne, in der die Themse viele Rollen

übernehmen muß. Sie stehen im Widerspruch zu ihrer einst so harmonischen und naturwüchsigen Gestalt, die unter der Einwirkung von industriellem Wachstum und technischer Umformung ihre Konturen verliert. Was also bleibt von dem ursprünglichen Reiz der wunderbaren Flußlandschaft? Nur noch einprägsame Bilder vergangener Kulturschichten? Oder hinterlassen die glitzernden Fassaden der postmodernen Funktionsbauten eine so starke Anziehungskraft, daß Touristen und Einheimische die vergangenen Bilder der Themse verdrängen? Ist der jäh schwindende Wandel von architektonischen Gebilden in London und Themse aufwärts von einer Gedächtnis auflösenden Wirkung? Mitnichten! So lange solche Biographien auf dem Markt und durch die Köpfe von Themse-Begeisterten kreisen, kann Entwarnung gegeben werden. Sowohl für die traditionsbewußten Briten als auch für die Millionen Touristen, die Jahr für Jahr an, über und unter der Themse ihre unvergeßlichen Eindrücke sammeln. Wer sich also – darunter und darüber hinaus – in den strudelnden Geschichtsstrom rund um und mitten in der Themse begeben will, dem ist diese lebendige und wissensgeladene Biographie unbedingt zu empfehlen!

Wolfgang Schlott, Bremen

* Peter Ackroyd. Die Themse. Biographie eines Flusses. Aus dem Englischen von Michael Müller. Mit vier Bildteilen. Knaus, München 2008, 592 Seiten, 39,95 Euro.

«He was a Dutch gentleman»

Zum «Tagebuch» und zu den «Agenden» von Kardinal Johannes Willebrands

Die Erwartungen, die Johannes XXIII. vor fünfzig Jahren am 25. Januar 1959 mit der Ankündigung eines ökumenischen Konzils geweckt hatte und die mit dem von ihm dabei verwendeten Ausdruck «Aggiornamento» ihren für viele Zeitgenossen prägnanten Ausdruck gefunden hatten, verbanden sich von Anfang an mit der Hoffnung auf eine grundlegende Änderung der Beziehungen zu den nichtkatholischen Kirchen. Für viele bedeuteten die Errichtung des «Sekretariats für die Einheit der Christen» am 5. Juni 1960 und die Ernennung von Kardinal Augustin Bea SJ zu dessen Präsident eine erste Bestätigung, daß auf dem kommenden Konzil die Frage nach der Einheit der Kirchen eine entscheidende Rolle spielen werde. Im Abstand von fünfzig Jahren zeigt sich, wie zutreffend diese Vermutung war. Unter der Verantwortung des Einheitssekretariats mit dem Dekret über die Ökumene «Unitatis redintegratio», den Erklärungen über das Verhältnis zu den nichtchristlichen Religionen «Nostra aetate» und über die Religionsfreiheit «Dignitatis humanae» wurden drei bahnbrechende Dokumente erarbeitet und vom Konzil verabschiedet. Außerdem war das Sekretariat in einer paritätischen Kooperation mit der «Theologischen Konzilskommission» an der Erarbeitung der Dogmatischen Konstitution über die Offenbarung «Dei Verbum» beteiligt, und zusätzlich brachte es durch seine Stellungnahmen und Expertisen die Anliegen der Ökumene bei der Abfassung weiterer Konzilsdokumente zur Geltung. Blickt man knapp fünfzig Jahre danach auf die Entstehung dieser Texte und auf ihre Rezeption in der nachkonziliaren Periode, so zeigt sich, wie mühsam darum gerungen wurde, was «Aggiornamento» der Kirche bedeuten kann und wie eng es mit den Grundfragen der Ökumene verbunden ist.

Für diese Auseinandersetzung stehen nicht nur die beiden Konzilspäpste Johannes XXIII. und Paul VI. wie auch die große Mehrheit der Konzilsväter, dafür steht auch eine Reihe von Theologen und Mitarbeitern, nicht zuletzt aber auch die von den nichtkatholischen Kirchen entsandten «Beobachter», die nicht nur die Beratungen «beobachteten», sondern im Gespräch und in ihren Stellungnahmen Einfluß auf die Konzilsentscheidungen nehmen konnten. Dieses differenzierte Kommunikationsnetz, wie es das Konzil als «Ereignis» bestimmt hat, ist durch die Veröffentlichung des «Tagebuches» von 1958 bis 1961 und der «Agenden»

von 1963 bis 1965 von Johannes G.M. Willebrands (1909-2006) von neuem bestätigt worden.¹ Gleichzeitig erschließen die beiden Publikationen neue Materialien für die Forschung und die Geschichtsschreibung.

«Tagebuch» und «Agenden» wurden während eines internationalen Kongresses «The Ecumenical Legacy of Johannes Cardinal Willebrands», der anlässlich des hundertsten Geburtstages von Johannes Willebrands (4. September 1909) vom 2. bis 5. September 2009 in Utrecht stattfand², veröffentlicht und vorgestellt. Diese Tagung verband Zeugnisse ehemaliger Weggefährten und Mitarbeiter von Johannes Willebrands mit wissenschaftlichen Vorträgen, welche die zeitgeschichtlichen und theologischen Kontexte des «Tagbuches» und der «Agenden» thematisierten und so die soeben zugänglich gemachten Texte erschlossen.³

Johannes Willebrands war nach dem Studium der Theologie und einem ergänzenden Studium der Philosophie von 1937 bis 1940 an der Begijnhof-Kirche in Amsterdam Kaplan und übernahm dann einen Lehrauftrag für Philosophiegeschichte am «Philosophicum» der Diözese Haarlem in Warmond. Während der deutschen Besetzung der Niederlande im Zweiten Weltkrieg knüpfte er erste ökumenische Kontakte. Die damals gemachten Erfahrungen brachten ihn 1947 dazu, als neuer, vom niederländischen Episkopat ernannter Präsident der St. Willibrord-Vereinigung die bisherige antireformatorische und apologetische Mentalität, welche ihre Vorgängerin, die «Apologetische Vereinigung Petrus Canisus», geprägt hatte, aufzugeben. Johannes Willebrands

¹ «You Will Be Called Repairer of the Breach». The diary of J.G.M. Willebrands, 1958-1961. Edited by Theo Salemink and Translated by Melanie J. van Oort-Hall. Annex: The Original Dutch Text. (Instrumenta Theologica, 32). Peeters, Leuven 2009; Les Agendas conciliaires de Mgr J. Willebrands, secrétaire du Secrétariat pour l'Unité des Chrétiens. Traduction française annotée par Leo Declerck. (Instrumenta Theologica, 31). Peeters, Leuven 2009. Zur Entdeckungsgeschichte des Tagebuchs» vgl. den Beitrag von Maria ter Steeg (31ff.).

² Die Konferenz wurde von der Fakultät für katholische Theologie der Universität Tilburg in Zusammenarbeit mit dem «Centre for Ecumenical Research» der Katholischen Universität Leuven organisiert.

³ Zur Gattungsfrage der «Tagebücher»: Leo Kenis, Diaries: Private Sources for a Study of the Second Vatican Council, in: D. Donnelly u.a., Hrsg., The Belgian Contribution to the Second Vatican Council. Peeters, Leuven 2008, 29-58.

erkannte sehr schnell, daß eine ökumenische Arbeit langfristig nur möglich ist, wenn sie auf einer internationalen Ebene gemacht wird. Zusammen mit seinem Freund Franz Thijssen regte er einen europäischen Zusammenschluß von Theologen und Bischöfen an, die an ökumenischen Fragestellungen interessiert und in der Zusammenarbeit der Kirchen engagiert waren. In diesem Sinne gelang ihm und seinem Freund 1952 die Gründung der «Katholieke Conferentie voor Oecumenische Kwesties» («Katholische Konferenz für ökumenische Fragen»). Nach einer konstituierenden Sitzung im April 1952 in Fribourg trafen sich die Mitglieder der «Katholischen Konferenz» regelmässig: 1953 in Utrecht, 1954 in Mainz, 1955 in Paris, 1957 in Chevotogne, 1959 in Paderborn, 1960 in Gazzada bei Mailand, 1961 in Straßburg und 1963 wieder in Gazzada.⁴ Johannes Willebrands war als Sekretär tätig und koordinierte das Exekutivkomitee, das für die Vorbereitung der Tagungen zuständig war. In dieser Eigenschaft war er auch für die Kontakte mit dem Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) in Genf zuständig. Gleichzeitig informierte er gemäß den Weisungen des damaligen Heiligen Offiziums, der heutigen Glaubenskongregation (Dekret «Ecclesia Sancta» von 1949), regelmäßig die römischen Behörden. Aus dieser Zeit stammte auch seine Bekanntschaft mit dem späteren Kardinal Augustin Bea SJ. Johannes Willebrands knüpfte durch diese Arbeit in ganz Europa ein Netz von fachlichen und vielfach oft auch persönlichen Beziehungen. Das Niveau und die langfristige Perspektive seiner Arbeit überzeugten seine Gesprächspartner. Dieses gewonnene Vertrauenskapital konnte er einsetzen, nachdem mit der Ankündigung eines Konzils durch Papst Johannes XXIII. eine neue Situation für das ökumenische Engagement der Katholiken gegeben war.

«Tagebuch» und «Agenden»

Das jetzt veröffentlichte «Tagebuch» umfaßt drei Hefte. Die Einträge des ersten Heftes setzen mit dem 31. Juli/1. August 1958 ein und enden mit dem 27. September 1959. Das zweite Heft beginnt am 1. Mai 1960 und schließt am 28. August 1960. Danach folgt unmittelbar das dritte Heft mit den Notizen vom 1. September 1960 bis zum 6. März 1961. Bisher konnte nicht geklärt werden, wie die Lücke zwischen dem ersten und zweiten Heft zu deuten ist. Bislang konnten keine weiteren Tagebuchnotizen für den fehlenden Zeitraum von zehn Monaten gefunden werden. Auffallend ist aber, daß im zweiten Heft die ersten dreißig Seiten nicht beschrieben sind. Man hat den Eindruck, sie seien für einen späteren Nachtrag der fehlenden Monate freigelassen worden. Diese Vermutung wird dadurch bestärkt, daß Johannes Willebrands mehrfach im «Tagebuch» Eintragungen nachgetragen hat. Es findet sich nämlich öfters die knappe Feststellung «Arbeit am Tagebuch», und einmal hält er sogar ausdrücklich den Zeitraum fest, für den er seine Notizen nachgetragen hat. Bis heute ungeklärt ist auch die Frage, ob Johannes Willebrands nach dem 6. März 1961 ein Tagebuch geführt hat. Den ersten Eintrag in seine «Agenden» macht er erst knapp zwei Jahre später, nämlich am 19. Februar 1963. Während dieses Zeitraumes fielen für die Arbeit des Einheitssekretariats, zu deren Sekretär er am 26. Juni 1960 ernannt worden war, wegweisende Entscheidungen. Deren wichtigste war wohl die Entscheidung, einen Wechsel in der Arbeitsweise vorzunehmen. Ging man dort in den ersten Monaten nach Errichtung des Sekretariats davon aus, Texte auszuarbeiten, welche die ökumenische Dimension derjenigen Themen, die von den übrigen Konzilskommissionen bearbeitet wurden, darstellen, und diese Gutachten dann den zuständigen Konzilskommissionen zur Verfügung zu stellen, begann das Sekretariat in der ersten Jahreshälfte von 1961, eigene Texte zuhanden der «Zentralen Vorbereitungskommission des Konzils» und für Beratungen des Konzils vorzubereiten. Das Einheitssekretariat versuchte auf diese Weise auf die mangelnde Sensibilität der andern Konzilskommissionen für ökumenische Fragen, wie sie in deren Textentwürfen

erkennbar waren, zu reagieren. Zwar finden sich in den Eintragungen des «Tagebuches» zu den zwei Vollversammlungen des Einheitssekretariats (14. bis 15. November 1960 und 7. bis 9. Februar 1961) knappe Notizen zu Beratungsmethoden, zu Themen und zu der Einrichtung von zehn Subkommissionen, der Wechsel der Arbeitsweise wird nicht direkt festgehalten. Wohl findet man Spuren davon, wenn Johannes Willebrands Eindrücke über den «privaten Besuch» des Erzbischofs von Canterbury, Geoffrey Fisher, festhält, und wo er seine Konflikte mit Pater Sebastiaan Tromp SJ beschreibt, in denen es um den Status und die Kompetenzen des Einheitssekretariats geht. Neben der unmittelbaren Konzilsvorbereitung klärte Johannes Willebrands in diesen knapp zwei Jahren ab, unter welchen Bedingungen «Beobachter» nicht-katholischer Kirchen und Kirchenfamilien zum Konzil eingeladen werden könnten. Dies führte zu einer Vielzahl von Reisen, u.a. auch zur Teilnahme an der Konferenz der Sekretäre der weltweiten christlichen Gemeinschaften am 3. April 1962 in Genf.

Der erste Eintrag im «Tagebuch» erfolgt wenige Tage nachdem Johannes Willebrands am 26. Juli 1958 vom damaligen Erzbischof von Utrecht und späteren Kardinal Bernard Alfrink im Auftrag des niederländischen Episkopates zum ständigen Delegierten für ökumenische Fragen ernannt worden war. Obwohl er nirgendwo eine Begründung für die Führung eines Tagebuches formuliert, mag wohl die Ernennung zum ständigen Delegierten den letzten Anstoß zum Schreiben gegeben haben, denn die neue Aufgabe eröffnete ihm nicht nur die Möglichkeit, sich ausschließlich seiner Arbeit in der Ökumene zu widmen, sondern auch dies mit einem offiziellen Mandat zu tun. Das «Tagebuch» ist darum weithin eine Art «Arbeitsjournal, das Termine, Gesprächspartner, Gesprächsthemen und Vereinbarungen festhält. Der Stil ist durchwegs knapp, aber manche dieser Eintragungen sind sehr detailliert, so daß man den Eindruck gewinnt, der Schreibende halte Vorgänge fest, über die er später einen Bericht schreiben muß. Daneben finden sich eine Vielzahl von Notizen privaten Charakters: Kontakte und Besuche mit Familienangehörigen, Gespräche und Reisen mit Freunden. So hält er Konsultationen und Reflexionen über das Projekt fest, mit seinem Freund Franz Thijssen und anderen Mitbrüdern ein Oratorium zu errichten, das sich dem ökumenischen Engagement widmet. Eindrücklich sind seine Beobachtungen, die er nach einem Besuch des Münchner Oratoriums im April 1959 festhält. Nach seiner Ernennung zum Sekretär des Einheitssekretariats und nach dem Umzug nach Rom gab er dieses Projekt schweren Herzens auf.

Eine historisch bedeutsame Quelle

Durch die unterschiedlichen Themen und Perspektiven läßt das «Tagebuch» eine Persönlichkeit erkennen, welche die fachlichen Beziehungen und den persönlichen Ton im Umgang in eine bemerkenswerte Balance zu bringen verstand. Diese Eigenart der Amtsführung von Johannes Willebrands ist beim Abschluß des Konzils von vielen Beobachtern ausdrücklich festgehalten worden. Viele Einträge spiegeln diese Haltung wieder: Wie oft hält er fest, daß er Besucher vom Bahnhof oder Flughafen abgeholt oder dort verabschiedet hat. Daß das «Tagebuch» eine historische Quelle ersten Ranges darstellt, ergibt sich nicht nur aus der Person des Verfassers. Schon bei einer ersten Lektüre zeigt sich nämlich, daß Johannes Willebrands durch den Protokollcharakter seiner Notizen eine differenziertere bzw. neue Sichtweise auf einzelne Vorgänge ermöglicht. Dies gilt z.B. für den in der Fachliteratur unter dem Namen «Zwischenfall von Rhodos» bekannt gewordenen Vorgang. In der zweiten Augushälfte 1959 waren Johannes Willebrands und Pater Christophe Dumont OP (Paris) an der Sitzung des Zentralkomitees des ÖRK in Rhodos anwesend, und zwar in «ihrer Eigenschaft als Journalisten», denn dies war damals die einzige Möglichkeit für Katholiken, an ökumenischen Versammlungen teilzunehmen. Während der Tagung kam es auf freundschaftlicher Basis zu einem gesonderten Treffen mit einer Reihe von orthodoxen Theologen und Kirchenführern, von denen ein Teil zum Zentralkomitee des ÖRK gehörte. Von einigen

⁴ Mauro Velati, *Una difficile transizione. Il cattolicesimo tra unionismo ed ecumenismo (1952-1964)*. Il Mulino, Bologna 1996, 17-174.

Pressevertretern und vom Generalsekretariat wie von einem Teil des Zentralkomitees des ÖRK wurde dieses Treffen als Versuch eines «ökumenischen Sonderweges» zwischen katholischer Kirche und Orthodoxie interpretiert. Zwischen dem Generalsekretär des ÖRK W.A. Visser't Hooft und Johannes Willebrands kam es zu einem heftigen Zusammenstoß über die Ziele des Treffens. Johannes Willebrands versuchte privat und öffentlich den privaten Charakter des Treffens zu erläutern. Das «Tagebuch» gibt einen detaillierten Einblick in die Vorgänge und es zeigt, daß der Konflikt viel tiefgreifender war, als er von beteiligten Personen in ihren Stellungnahmen und Memoiren dargestellt wurde.

Die bisherige Forschung konnte zeigen, daß der «Zwischenfall von Rhodos» den letzten Anstoß für die Errichtung des Einheitssekretariats gab.⁵ Darüber hinaus zeigt das «Tagebuch» von Johannes Willebrands, wie mühsam die Klärung des Konfliktes war. Daß damit ein vertiefter Blick auf geschichtliche Vorgänge

⁵ Vgl. Jerome-Michael Vereb, «Because he was a German!» Cardinal Bea and the Origins of Roman Catholic Engagement in the Ecumenical Movement. W.B. Eerdman. Grand Rapids 2006, 145-175.

möglich wird, gilt nicht nur für den hier genannten Vorfall aus dem Jahre 1959. Es gilt ebenso für viele Ereignisse während des Zweiten Vatikanischen Konzils, über die Johannes Willebrands in seinen «Agenden» berichtet. Die knappen, protokollartigen Notizen, die in seltenen Fällen mehr als zwei Zeilen umfassen, werden durch einen umfangreichen und kundigen Kommentar von Leo Declerck erschlossen. Sie ermöglichen einen minutiösen Einblick⁶ in Entscheidungsprozesse und Vorgänge im Einheitssekretariat und stellen damit eine weiterführende Quelle für die Geschichtsschreibung des Zweiten Vatikanischen Konzils dar.

Nikolaus Klein

⁶ Auch die «Agenda» enthält eine bedeutsame Lücke. Der letzte Eintrag des Jahres 1964 stammt vom 17. Oktober. Darauf folgt der Eintrag vom 2. Januar 1965. Wichtige Notizen Johannes Willebrands, welche die Auseinandersetzung um die Verbesserungsvorschläge von Paul VI. zum Ökumenedekret betreffen (vgl. die «Schwarze Woche» vom 14. bis 20. November 1964) finden sich als Typoskript «Diario di Mons. Willebrands – R. Tucci (15 décembre 1964)» in französischer Sprache und wurden veröffentlicht und kommentiert von Mauro Velati (L'ecumenismo al concilio: Paolo VI e l'approvazione di *Unitatis redintegratio*, in: *Cristianesimo nella storia* 27 [2005], 427-476.

Literaturkritik zwischen den Stühlen

Paul Konrad Kurz (1927-2005) über Sprache und Glauben

«Manchen Christen mißfällt die zeitgenössische Literatur. Manchen Schriftstellern mißfallen die Christen. Wer sich mit beiden auseinandersetzt, gerät zwischen die Stühle. Aber vielleicht kommt es vorerst nicht aufs Sitzen an», – so der Vorspruch zu einem frühen Buch von Paul Konrad Kurz.¹ Er umreißt damit witzig das Dilemma des Theologen, Germanisten und Anglisten, Publizisten und Lyriker: nicht die sichere Position, sondern das Suchen und Fragen, die Unrast des Kritikers, der sich zwischen den Fronten findet; das Vorwärts-Tasten entlang der Sprache, bis sie im Schweigen, im Hören mündet; das Grenzen-Sprengen, wo dem Glauben unter den Bedingungen der Moderne die Sprache wegzubleiben droht. Nicht nur, weil er durch dreißig Jahre Beiträge für die «Orientierung» geschrieben hat, darf an P.K. Kurz erinnert werden, sondern, wie K.-J. Kuschel zu seinem 70. Geburtstag schreibt: «Wenn es so etwas wie einen ‹founding father› der Disziplin Theologie – Literatur in Deutschland gibt, dann sind Sie es.»

Ein Schriftsteller-Leben

Paul Konrad Kurz gerät früh in das Umschlagen der Epochen, der Welten, ja in den «großen Weltriß», von dem Heinrich Heine spricht. 1988 faßt er in einer (ungedruckten) «Vita» zusammen: Geboren 1927 im oberschwäbischen Schussenried. «Seit meinem 6. Lebensjahr habe ich im Sommer und Herbst bei meinem Großvater Kühe gehütet. Das Dorf Kürnbach hatte damals noch sechs Bauernhäuser mit Stroh gedeckt. ... Mit 12 Jahren wurde der Dorfbub in die Hölderlinstadt Nürtingen ins Internat geschickt. Unaufhaltsam, gewalttätig, vormilitärisch traktiert, hat man ihn aus seiner Kindheit vertrieben. Noch 15jährig, wurde er im Februar 1943 (nach Goebbels' Erklärung des «totalen Kriegs») mit seiner Klasse zur Heimat-Flak nach Friedrichshafen eingezogen. Als alles durch Bomben zerstört war, zog man ihn zum Arbeitsdienst ein; zehn Tage vor Weihnachten 1944 zur Grundausbildung für Offiziersanwärter nach Lengries. Ende März wurde er an eine nicht mehr bestehende Front gefahren, am Karsamstag 1945 in der Nähe von Bad Mergentheim schwer verwundet. Schwarze Amerikaner retteten sein kaum erwachtes Leben; drei Dutzend

¹ P.K. Kurz, *Über moderne Literatur. Standorte und Deutungen*. Bd. 2, Frankfurt 1969, 9 (2. Aufl. 1972). – Die Dissertation: P.K. Kurz, *Künstler – Tribun – Apostel. Heinrich Heines Auffassung vom Beruf des Dichters*. München 1967; zur Biographie: Kurz, Paul Konrad, in: *Baden-Württembergische Biographien*. Hrsg. von F. Sepaintner

Penicillinspritzen bewahrten seinen Oberschenkel vor der Amputation. Der Panzerschock hatte in ihm eine mehrmonatige Sprechlähmung ausgelöst.»

In dem Nicht-mehr-sprechen-können äußert und verkapselt sich eine schwere Traumatisierung; das Kriegsende entläßt ihn verheert ins Leben, das er gestalten wird. Jesuit geworden, macht er die religiöse Schulung im Noviziat durch, dann die philosophischen und theologischen Studien in Irland und Innsbruck, wird Priester, studiert Germanistik und Anglistik in München, promoviert bei W. Müller-Seidel über die Auffassung vom Dichterberuf bei Heinrich Heine (1964). Die Philosophische Fakultät der Universität München bietet ein Habilitationsstipendium an, das er vom Orden aus ablehnen muß, aber bis 1972 nimmt er dort einen Lehrauftrag für Neuere deutsche Literatur wahr.

Seit 1963 arbeitet P.K. Kurz an den «*Stimmen der Zeit*» mit, hält Vorträge über literarische Themen im ganzen deutschen Sprachgebiet, schreibt Beiträge für Zeitungen und Zeitschriften (einmal, vermerkt er, sogar im «*Spiegel*» über einen Roman von Martin Walser) und im Rundfunk. 1970 Mitglied des PEN-Clubs, erhält er 1973 den Kritikerpreis «Die goldene Feder», wird 1992 Mitglied der Europäischen Akademie für Wissenschaft und Kunst, sitzt im Allgemeinen Rat der Katholischen Akademie in Bayern seit 1994, wird im selben Jahr Mitglied der Bayerischen Benediktiner-Akademie (Sektion «Künste»).

1972 verläßt er den Orden und heiratet, zwei Söhne werden dem Paar geschenkt; P.K. Kurz verbindet seine schriftstellerische mit der Arbeit eines Teilzeit-Lehrers an einem Münchner Privatschule. Er verliert materielle Sicherheit, gewinnt aber neue Erfahrung, hat den Lebens-Übergang aus dem Orden in die «Welt» zu leisten. Die Änderung des persönlichen und des beruflichen Status dürfte mit einem langen seelischen Nachhall verbunden gewesen sein.

Die literaturkritischen Arbeiten von P.K. Kurz erwachsen in fast dreißig Jahren zu zehn Bänden «Über moderne Literatur»²: eine

² *Über moderne Literatur. Standorte und Deutungen* (1967); Bd. 2 (vgl. Anm. 1); Bd. 3 (1971); Bd. 4 (1973); *Die Neuentdeckung des Poetischen. Zwischen Entfremdung und Utopie* (1975); *Über moderne Literatur. Zur Literatur der späten siebziger Jahre*, 1. Teil, Bd. 6 (1979); ebenso, 2. Teil, Bd. 7 (1980); *Zwischen Widerstand und Wohlstand. Zur Literatur der frühen 80er Jahre* (1986); *Apokalyptische Zeit. Zur Literatur der mittleren 80er Jahre* (1987); *Komm ins Offene. Essays zur zeitgenössischen Literatur* (1993), sämtliche im Verlag J. Knecht, Frankfurt/M., manche mehrfach aufgelegt, Bd. 1-4 ins Amerikanische übersetzt.

Sammlung von grundsätzlicheren Aufsätzen, dazu Kritiken von Romanen, Erzählungen, Essays und vor allem von Lyrik, die in diesem Zeitraum auf dem deutschsprachigen Buchmarkt erschienen sind. Die Bücher enthalten Unveröffentlichtes, in Zeitungen und Zeitschriften bereits Publiziertes (in den «Stimmen der Zeit», in der «Orientierung» 120 Beiträge, in «Publik» später in «Publik-Forum», in «Die Zeit», in «Süddeutsche Zeitung», «Deutsche Zeitung», «Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt», «Christ in der Gegenwart» u.a.), auch Rundfunk-Beiträge. Imponierende Belesenheit, hellsichtige Beobachtung und kluges Urteil zeigten sich darin; die dezidierte Zuwendung zur zeitgenössischen Literatur fällt auf, darin offenbar der wahrgenommene Epochen-Bruch. P.K. Kurz sucht Zusammenhänge und bündelt sich aufdrängende Themen. Er geht oft von klar benannten Anlässen aus, wie die Gruppe 47, «Das Böse und die Schuld in der zeitgenössischen Literatur», dem Streit um Christa Wolf oder George Steiners «Von realer Gegenwart» (1990). Er antwortet und verantwortet, verfolgt ein Konzept der Literaturkritik, in dem Stellung bezogen wird, auch vom christlichen Impuls her.

Dazu kommt Herausgeber-Arbeit: die nicht leicht auszuschöpfende Sammlung «Psalmen vom Expressionismus bis zur Gegenwart» (Herder, Freiburg u.a. 1978) mit dem wichtigen Nachwort «Der Psalm, die vergessene Gattung»; die weitere Sammlung «Höre Gott! Psalmen des Jahrhunderts» (Benziger, Einsiedeln 1997) mit dem Nachwort «Deutsche Psalmrede im zwanzigsten Jahrhundert»; die Anthologie «Wem gehört die Erde. Neue religiöse Gedichte» (Matthias Grünewald, Mainz 1984) mit dem Nachwort «Werkzeuge der Freiheit – Epiphanien des Glaubens (Zur Situation des religiösen Gedichts)».

P.K. Kurz schreibt von früh an Gedichte – Folge des erlittenen Traumas? Eigentlicher Ausdruck des inneren Lebens? –, erst eruptiv; in der ungedruckten Vita erzählt er: «Später, während der philosophischen Studien in Irland, 1950-53, mußte ich manchmal nachts drei Sonette schreiben, am Tag rhythmische Jagdverse, in denen die Phantasie vorgegebene Grenzen gefährlich überschritt»; später, von 1963 an, in meist schmalen Bänden geistliche Gedichte, oft sprachlich-experimentell und gewagt. Zum 60. Geburtstag erscheint die Auswahl seiner Verse «Noch atmet die Erde» (1987); weitere Titel sind «Die Liebe ist ein Hemd aus Feuer. Pyrmonter Gesang» (1981); Gedichtzyklen wie «Ein großes Flügeldach. Verse mit Engeln» (1991) oder «Das Bündel Gottes. Gedichte zu Advent und Weihnacht» (1994) und «Osterpassion» (1995), in kostbaren, bebilderten Editionen; zuletzt, ganz einfach, manches wiederholend, «Den Birnbaum blühen sehen. Kalendergedichte» (2005) Editionen.³

Texte von P.K. Kurz stehen in Schulbüchern und Anthologien; sparsam findet man autobiographische und poetische Beiträge in Sammelwerken, eigenen Büchern, Gedenkbüchern für Autoren, etwa für F. Wulf SJ oder Dagmar Nick.⁴

Essayist und Kritiker

Der Aufsatz «Literatur und Theologie heute» im ersten Band «Über moderne Literatur. Standorte und Deutungen»⁵ schlägt

ein Lebensthema an, mißt umsichtig das Gelände aus, nämlich die Fremdheit hin und her zwischen Schriftstellern und Theologen oder kirchlich Engagierten, damals kurz nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil, darin der Satz, programmatisch für P.K. Kurz: «Sie [scl. die Literaturhistoriker und Literaturkritiker] sind nicht ganz so überflüssig wie manche Leute glauben. Sie bemühen das Werk zum Publikum, das Publikum zum Werk, gehören also mit zur Literatur. Sie machen Literatur über Literatur.» Fast dreißig Jahre später resümiert er: «Seit den mittleren 60er Jahren versucht ein einzelner, die zeitgenössische Literatur mit Bedacht zu verfolgen, mit Kritik zu begleiten. Über die Einzelkritik hinaus wollte er Entwicklungen und Strömungen erkennen, Zusammenhänge sichten, Tendenzen aufzeigen. Besondere Aufmerksamkeit widmete er dem Spannungsfeld Literatur und Religion.» ... «Der schlägt in den literarisch vielfältig bestellten, verlegerisch wuchernden, durch mancherlei Interesse und Desinteresse beschädigten Bücherwald hier und dort eine Schneise.»⁶

P.K. Kurz nennt sich einen «einzelnen», spielt damit auf die Position «zwischen den Stühlen» an und umreißt *seine* Weise Literatur zu sichten, die 1967 und später in Rezensionen (FAZ, SZ) vielfach gewürdigt wurde. Ironisch mit Bert Brecht vermerkt er, daß nur noch «der Wind, der Katholik» sich um Zusammenhänge kümmere, aber er schreibt *seine* Kritiken nicht in erster Linie für die Fachleute der Literatur, sondern für die Leser, die «Endverbraucher», denen er dienen will, indem er zwischen ihnen und den Schriftstellern, auch dem Literaturmarkt vermittelt. Dafür die riesigen Literatur-Überblicke, locker gruppiert, von etwas unterschiedlicher Dichte, vor allem die «Romane und Erzählungen (auch Lyrik) der literarischen Saison».⁷ Zugleich will er bei den Theologen und den Frommen, die seiner Einschätzung nach zu wenig lesen, für die Literatur werben, ihnen den «Erkenntnisanspruch der Literatur» und die «Moral der Form», nicht nur der Inhalte, näherbringen; denn «Christen lesen sträflich einseitig bloß Inhalte», wissen wenig «von der Anstrengung der Sprache»; freilich halten die «meisten Schriftsteller eingeständenermaßen noch weniger von Theologie». Die kritische Mühe des Vermittelns – Aufsätze über Franz Kafka, Nelly Sachs, Hermann Broch, Günter Grass, Bert Brecht, Max Frisch, Heinrich Böll, Uwe Johnson, immer wieder Peter Handke und viele andere – wird von Deutschlehrern, Lesern und Liebhabern anerkannt.

Das Thema «Zäune und Lager. Die Schriftsteller und die Christen» beschäftigt P.K. Kurz länger, auch in öffentlichen Auftritten, denn die Christen seien nun einmal in Sachen Literatur Außen-seiter, «Romantiker»⁸ P.K. Kurz steigt in die, schon lange anhängige, Kontroverse um die «christliche Literatur» ein⁹; aber mit dem Aufsatz ««Gott ist tot» in der deutschen Literatur»¹⁰, der essayistisch nur die «Linie» herausarbeitet, schält sich für P.K. Kurz allmählich die moderne Problematik heraus, daß Gott nicht mehr einfach «gehabt» werden kann «ohne den Prozeß der Krise und der Trennung».

Er wird, als Kritiker wie als Theologe, das «Weiterglimmen des Religiösen» (Bd. 3, 144f.) verfolgen, wie es sich in der Literatur

³ Denn Er ist da. Verse zu Advent und Weihnacht (1963); Wer bist Du? Verse des Anfangs (1964), Gegen die Mauer. Verse zu Passion und Ostern (1966), sämtlich im Ehrenwirth Verlag, München. Zu den genannten Bänden dazu: Der Fernnahe. Theopoetische Texte. Matthias Grünewald Verlag, Mainz 1994; Jeschua Jeschua. Gespräche, Psalmen. Benziger Verlag, Einsiedeln 1999; Maria Maria. Gespräche Gesänge. Butzon & Bercker, Kevelaer 2002.

⁴ Z.B. P.K. Kurz, Gestaltwandel des modernen Romans (aus: Über moderne Literatur. Bd. 1 [vgl. Anm. 2], 7-37), in: prisma 8/III, Literarische Quellentexte. Bearbeitet von Dr. W. Urbanek. C.C. Buchners Verlag, Bamberg 1969 (2. Aufl. 1971). – Autobiographisch: Ungeschriebene Bücher, in: Notwendige Bücher. Heinrich Wild zum 65. Geburtstag. Kösel, München 1974; Beerdigung mit Pferdegespann, in: E. Jooß und W. Ross, Hrsg., Katholische Kindheit. Literarische Zeugnisse. Herder, Freiburg u.a. 1988; Pieta I, Pieta II. Zur Entstehung, in: Der Fernnahe (vgl. Anm. 3), 187-195; (Begegnung mit Chr. Lavant) in einem ungedruckten Buch für Chr. Lavant. 2002.

⁵ P.K. Kurz, Literatur und Theologie heute, in: Ders., Über moderne Literatur. Bd. 1 (vgl. Anm. 1), 101-128; das Zitat 106f.

⁶ P.K. Kurz, Komm ins Offene, Freund, in: Ders., Komm ins Offene (vgl. Anm. 2), 9, 16.

⁷ Zuerst als Vorträge, u.a. in München oder auf den Rothenfeller Literaturtagen für «ein interessiertes Publikum», dann in «Über moderne Literatur», von 1974 an.

⁸ P.K. Kurz, Zäune und Lager. Der Schriftsteller und die Christen. Einwände, Vorbehalte, Mißtrauen, in: Ders., Über moderne Literatur. Bd. 2 (vgl. Anm. 1), 299-335, 300f., 317. (Der Aufsatz stand, gekürzt, zuerst in den Frankfurter Heften 1968 und 1969. – Erinnerung sei an die Diskussion zwischen G. Grass und P.K. Kurz in der Katholischen Akademie in Bayern, München, am 25. März 1969, mit demselben Thema, vgl. den KNA-Bericht, in: Katholische Akademie in Bayern. 50 Jahre intellektuell, spirituell, aktuell. München 2008, 72f.)

⁹ P.K. Kurz, Warum ist die christliche Literatur zu Ende? in: Ders., Über moderne Literatur. Bd. 3, 129-150, 129ff.; Vgl. Ders., Historische Christianisierung der Sprache, in: Ders., Unsere Rede von Gott. Münster 2004, 58-61.

¹⁰ P.K. Kurz, «Gott ist tot» in der deutschen Literatur, in: Ders., Über moderne Literatur. Bd. 4 (vgl. Anm. 2), 191-240.

zeigt, besonders in seinen letzten Büchern; er baut die Position «zwischen den Stühlen» aus.

1996 – «Gott in der modernen Literatur»

Das Buch beginnt mit dem Satz: «Die wichtigste Frage der Menschen ist die Gottesfrage» (Vorwort) – mit einem Heine-Zitat belegt und ausgeführt nicht als Traktat, sondern entlang der Nietzsche-Frage «Wohin ist Gott?» Manche Schriftsteller zeigten ein neues Interesse an dieser Frage, aber gegen eine «züngige, harmonisierte, autoritär strapazierte Gottesrede». P.K. Kurz steht auf ihrer Seite, zündet ein Feuerwerk von Fragen, auch die Antworten bleiben fraglich, die ererbte Theologie mündet im «gefragten Gott»: «Vielleicht ist Gott eine Stimme, nie endendes Gespräch, vielleicht das Unausgesprochene in uns Sprechern.» Es geht um das Bewußtsein der Gegenwart und um die Unbegreiflichkeit Gottes – mit Hiob und Kohelet, mit Auschwitz, Hiroshima und Technopolis. Es geht darum, wie Gott heute erscheint, in welcher Gestalt, in welchem «Gewand» (Hölderlin, «Griechenland»: «Gott an hat ein Gewand ...») – heute, auf diesem Stand der Bewußtseinsgeschichte. Da frühere «Gestalten göttlicher Nähe» in der durchtechnisierten Welt, die atheistisch funktioniert, nicht mehr erfahrbar sind, bleibe eine Ahnung von «Geist», von mystischer Präsenz. P.K. Kurz kämpft um das Recht der Schriftsteller, in dem Menschheits-Gespräch über Gott mitzureden, höchst beteiligt, nie pastoral, immer in einer beunruhigten und stimulierenden Sprache, die er durch die Sensibilität der Autoren und durch moderne Texte durchkonjugiert. Er sucht mit ihnen nach den Spuren Gottes, wie er schon 1983 in der «Orientierung» schrieb: «Müßte er (Gott) nicht in einem realistisch dargestellten Realitätszusammenhang hin und wieder – oder vielleicht sogar wieder und wieder auftauchen? Als Erinnerung, Trauma, Helfer, Gegner? Als Kritiker, Verfolger, unwissenschaftlicher Verheißer, Unruhestifter, Ermutiger, Glaube, Hoffnung? ... Vielleicht hat Gott etwas von seiner imperialen Gestalt verloren, einige Insignien, philosophische Katheder, Thronorte, Gewänder. ... Er ist da – kein definierter «Wer», kein umschriebenes «Wo». Sein Licht leuchtet. Seine Präsenz tröstet.»¹¹

Mit seiner energischen Mahnung, «keine Gottesrede ohne Spracharbeit»¹², spricht P.K. Kurz als Germanist die Theologen an. Er belegt und präzisiert diese Anrede in seinen Arbeiten, verdichtet sie noch einmal in dem späten Buch «Unsere Rede von Gott. Sprache und Religion» (2004). Bereits im Vorwort sagt er es deutlicher: vom traditionsgebundenen, autoritativen Sprechen sei das innovative Sprechen zu unterscheiden, das Aufmerksamkeit, Interesse wecke und den Zuhörer erreiche; religiöse Sprache, immer im Wechsel und Austausch von Tradition und Innovation, müsse «wahrnehmen, erkunden, beschreiben, berichten, mitteilen. Im Idealfall vibriert sie von Menschsein in der Gegenwart». P.K. Kurz belegt mit vielen Beispielen, wie das rituelle Sprechen der Liturgie Kraft und Schwäche zugleich bedeutet, wie andererseits Zweifel, Provokation erst zu Lobpreis ermächtigen. Er besteht darauf, daß religiöse Sprache «Anderssprache», ja «Gegensprache» sein müsse, wenn sie auf Transzendenz verweisen wolle. Der Weg dazu heute sei die Haltung des Fragens: «Aber der intensivste, auch persönlichste Weg zum Glauben ist der Frageweg» (97). Zugrunde liege die «Beziehungssprache» der Bibel, in der allein «Gott» gesagt werden könne, während die Objektsprache der Dogmatiken und Katechismen kalt wirke (68f.), keine Berührung des Innern erreiche und die Faszination des Heiligen verraten habe. Kirchliche «Fertigsprache», «Insidersprache», «Benutzersprache» sei nicht der Sprachcode, der ankomme. P.K. Kurz zitiert den Lyriker Ernst Meister

¹¹ P.K. Kurz, «Weil Gott nötig ist». Zur Gottesfrage in Hartmut Langes Roman «Die Selbstverbrennung», in: Orientierung 47 (1983), 93; Ders., «Weil Gott nötig ist.» Hartmut Lange: Die Selbstverbrennung, in: Ders., Zwischen Widerstand und Wohlstand (vgl. Anm. 2), 267f.

¹² P.K. Kurz, Gott der Autoren – Gott der Laien. Unterwegs zur Weltfrömmigkeit, in: Ders., Gott in der modernen Literatur. München 1996, 230-272, 234.

(1901-1979): «Warum predigen eigentlich die Pfarrer, und warum sprechen sie nicht?»

Sein Gott-Suchen charakterisiert P.K. Kurz, im Anschluß an James Joyce, mit dem «Epiphanischen»; gemeint ist «das innere Aufleuchten der Dinge», ihre «Öffnung zum Unendlichen», die im alten lyrischen Gedicht stecke, die er aber besonders in der modernen Lyrik findet. An der Prosa von Peter Handke fällt ihm überhaupt das «epiphanische(n) Wesen der Welt» auf. In dem kenntnisreichen Aufsatz «Marilyn Monroe und die Zweidrittelwelt. Auf der Suche nach dem Religiösen in der zeitgenössischen Literatur»¹³ versucht er, das Gemeinte genauer zu fassen: wie oft bei Romano Guardini geht es um den Transzendenz-Charakter der Sprache, und schließlich der Wirklichkeit überhaupt: das Aufleuchten, Erscheinen, Hellwerden des Verborgenen. «Auch in der neueren und zeitgenössischen Literatur gibt es mehr «Epiphanisches» als der Leser gemeinhin erwartet.» Offenbar geht es P.K. Kurz um Spurensuche statt des Vollständig-Heilsgewissens der kirchlichen Sprache, um vorsichtiges Buchstabieren statt des breiten Buch-Besitzens. Es geht um Erfahrung; aber die wirklichen Erfahrungen der Lebensgeschichten, der verborgene Gott, die Konflikt-Erfahrungen, die Weglosigkeiten, die Umbrüche und Abbrüche stören.¹⁴

Mit dem «Epiphanischen» meint P.K. Kurz nicht die Gestalt Jesu, über die er schon im 3. Band seiner Literatur-Studien («Der zeitgenössische Jesus-Roman») schreibt¹⁵; zwar sieht er mit K.-J. Kuschel Jesus als «die geheime Bezugsgestalt der zeitgenössischen deutschen Literatur», doch scheint er das Phänomen des Religiösen lieber in den leisen Andeutungen zu suchen als in den dogmatischen Lehren.

«Komm ins Offene»

Der Titel des Buchs (das zehnte in «Über moderne Literatur») ist Programm¹⁶, bündelt die Andeutungen in früheren Essays, markiert einen Übergang im theologischen Denken; er nimmt vorweg, was er später in «Gott in moderner Literatur» ausführen wird und deutet eine Richtung an. Das Hölderlin-Zitat des Titels ist ein Warnruf für das vergangene Jahrhundert der Ideologien und Fundamentalismen, des pragmatischen Sich-verschließens, denn: «In geschlossenen Räumen weht kein Wind. Der Mensch aus Nazareth wies allen, die ihn hörten, den Gang aus den geschlossenen Räumen des «Gesetzes». Der Preis für den Gang ins Offene kann hoch sein. Aber es gibt die Wahrheit und die Huld des Geistes» (Vorwort). Im «Offenen» hat man feste Ufer verlassen und sich dem «Meer» anvertraut. Den Gewinn präzisiert er, fast zehn Jahre später, an einem, auf den ersten Blick blasphemischen Gedicht Ernst Jandls: «Geduldig und aggressiv wagte er (d.h. Ernst Jandl) sich weit ins Offene. Im Offenen ist er zu seiner Personmitte und seiner Gottesbeziehung vorgestoßen.»¹⁷ Das «Offene» beginnt mit dem «Möglichen»; P.K. Kurz greift (mit Kurt Marti) auf Robert Musils «Kategorie des Möglichen» zurück, die für Literatur und Kunst konstitutiv sei, für die Theologie

¹³ P.K. Kurz, Marilyn Monroe und die Zweidrittelwelt, in: Ders., Über moderne Literatur. Bd. 4 (vgl. Anm. 2), 241-284 (zuerst in Geist und Leben, 1972). Zu «Das Epiphanische» vgl. P.K. Kurz, Epiphanische Lyrik, in: Die Neuentdeckung des Poetischen (vgl. Anm. 2), 134-139 u.ö. – Vgl. R. Guardini, Sprache – Dichtung – Deutung. Würzburg 1962. – Vgl. dazu Emil Staigers «Ein Briefwechsel mit Martin Heidegger» über Mörikes «Auf eine Lampe», in: E. Staiger, Die Kunst der Interpretation. Zürich 1955 (5. Aufl. dtv 1982).

¹⁴ P.K. Kurz, Der Wege-Gott, in: Ders., Gott in der modernen Literatur (vgl. Anm. 12), 205-228, 207.

¹⁵ (Zuerst in Geist und Leben, 1971). – Jesus, die geheime Bezugsgestalt der zeitgenössischen Literatur, in: Über moderne Literatur. Bd. 7 (vgl. Anm. 2), 119-126; Zwischen Widerstand und Wohlstand (vgl. Anm. 2), 226-237; Bezugsgestalt Jesus; Jesus neu erzählen, in: Apokalyptische Zeit (vgl. Anm. 2), 351-353. Der ganze Abschnitt «Annäherungen an den Menschensohn» (351-386) schließt ironisch (anhand von W. Koch, Diesseits von Golgotha, 1986) mit «Hör endlich auf mit deinem Jesus» (381-386).

¹⁶ Der Titel auch 202-204 gebraucht (über Gedichte von Richard Exner).

¹⁷ Unsere Rede von Gott, «Katholisches Gedicht» (über Ernst Jandl) vgl. Anm. 3, 123 -27.

es sein sollte.¹⁸ Die offenen Räume der Zukunft, des Utopischen verbergen vielleicht einen «Christus incognitus», wodurch uns Ungeahntes enthüllt würde.

Das «Offene», pneumatologisch verstanden, zeigt sich für P.K. Kurz, der sich als Kritiker von eben erschienenen Büchern führen läßt, weiter in dem Versuch Rudolf Bohrens, «Daß Gott schön werde»¹⁹, lange vor Navid Kermanis islamischem Werk «Gott ist schön. Das ästhetische Erleben des Koran» (1999). P.K. Kurz findet die «ästhetische Defizienz der Christen und Theologen ... ungeheuer», eine Dimension des theologischen Denkens, die der Literatur nahesteht, ist damit vermauert.

Ein anderes defizientes Thema, wieder ein Fund des aufmerksamen und von der Literatur sensibilisierten Kritikers, ist die Theologie der Zärtlichkeit, die Heinrich Böll 1969 forderte: gegen die Trockenheit der Theologie eine «Theologie der Zärtlichkeiten Maria Magdalenas».²⁰ Für P.K. Kurz erschließt sich diese theologische Denkweise, außer von Heinrich Böll her, über Kurt Marti, dem er überhaupt viel verdankt. In seinem Aufsatz über Kurt Marti kennt P.K. Kurz noch nicht dessen Notizen «Zärtlichkeit und Schmerz» (1981), wo er Zärtlichkeit «eine der Töchter Gottes und unbeirrt subversiv» nennt.

Die Aufmerksamkeit des Kritikers und des Theologen öffnet sich bis zur «realen Gegenwart», womit P.K. Kurz auf George Steiners «Von realer Gegenwart. Hat unser Sprechen Inhalt?» (1990) reagiert. George Steiner bezieht sich zunächst auf den journalistischen Betrieb, wo dem Kunstwerk seine «Andersheit» genommen werde. Vom Kunstwerk geht er aber weiter zu dem in ihm sich zeigenden Sinn; ja er findet, nach P.K. Kurz, «eine athematische Gegenwart des Anderen, Geheimnisvollen, Transzendenten». Das Kunstwerk könne «messianisch» leuchten, in ihm begegne etwas Heimsuchendes, Überraschendes. George Steiners These,

¹⁸ P.K. Kurz, Schreiben als Grenzverkehr, in: Ders., Über moderne Literatur Bd. 7 (vgl. Anm. 2): 101-105, 103 (über Kurt Marti).

¹⁹ P.K. Kurz, Theologie als Ästhetik (über R. Bohren), in: Ders., Über moderne Literatur Bd. 7 (vgl. Anm. 2), 105-108, 106.

²⁰ Vgl. Artikel Zärtlichkeit, in: Adelheid Lissner u.a., Hrsg., Frauenlexikon. Freiburg u.a. 1988; Zärtlichkeit. Almanach 10 für Literatur und Theologie. Wuppertal 1976. – P.K. Kurz, Literatur als Sprache und Ideologiekritik: Kurt Marti, in: Ders., Über moderne Literatur. Bd. 4 (vgl. Anm. 2), 250-258. – K. Marti, Zärtlichkeit und Schmerz. Notizen. Sammlung Luchterhand 337, Darmstadt 1981. – Vgl. auch P.K. Kurz, Zärtlich und radikal (über D. Sölle), in: Ders., Zwischen Widerstand und Wohlstand (vgl. Anm. 2), 249-254.

ORIENTIERUNG (ISSN 0030-5502)

erscheint 2x monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Informationen
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Aboverwaltung:

Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich

Redaktion: Telefon 044 204 90 50, E-Mail orientierung@bluewin.ch

Aboverwaltung: Telefon 044 204 90 52, E-Mail orientierung.abo@bluewin.ch

Telefax: 044 204 90 51

Homepage: www.orientierung.ch

Redaktion: Nikolaus Klein, Josef Bruhin, Werner Heierle,

Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-Leutenegger (Muri BE), Heinz Robert Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 2009:

Schweiz (inkl. MWSt): Fr. 68.– / Studierende Fr. 50.–

Deutschland und Österreich: Euro 54.– / Studierende Euro 40.–

Übrige Länder: Fr. 63.–, Euro 37.– zuzüglich Versandkosten

Gönnernabonnent: Fr. 100.–, Euro 70.–

Einzahlungen: ORIENTIERUNG ZÜRICH

Schweiz: Postkonto Zürich 87-573105-7

Deutschland: Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70) Konto Nr. 6290-700

Österreich: Bank Austria, Creditanstalt Zweigstelle Feldkirch (BLZ 12000),

Konto Nr. 00473009 306, Orientierung, Feldkirch

Übrige: Credit Suisse, CH-8070 Zürich (BLZ 4835), Konto Nr. 556967-61

IBAN: CH1104835055696761000, SWIFT/BIC: CRESCHZZ80C

Druck: Druckerei Flawil AG, 9230 Flawil

Abonnements-Bestellungen bitte an die Aboverwaltung.
Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

zugespitzt und den Theologen elektrisierend, beruhe überhaupt letztlich «auf der Annahme einer Gegenwart Gottes».²¹

Mit dem Kapitel «Die mystische Spur»²² benennt P.K. Kurz die «andere Erfahrung», die in der aktivistischen und technik-besessenen Ideologie der sechziger Jahre verachtet worden sei. Vom Mittelalter zu schweigen, spricht er von großen Texten des Barock (Angelus Silesius, Quirinus Kuhlmann, Jakob Böhme u.a.) und von vielen Gedichten bei Else Lasker-Schüler bis zu Paul Celan, auch Stellen bei Franz Kafka, Robert Musil («... daß die Menschen in einiger Zeit sehr intelligent, andernteils Mystiker sein werden»), Reinhold Schneider, Peter Handke; er kann feststellen, daß die Frage nach Mystik in der modernen Literatur präsent sei, dem Physiker Carl Friedrich von Weizsäcker stehe die Legitimität der Mystik ohnehin außer Frage, auch Ludwig Wittgenstein spreche offen von ihr. Es gehe um ein anderes «Verständnis von Wirklichkeit», das sich in Paradoxien und Tautologien ausspreche und wofür es «Strategien der Auffindung» brauche.

Aber auch die Revolution kommt bei P.K. Kurz zum Zug, wie immer an der Gestalt eines Dichters, hier Ernesto Cardenal (geb. 1925), der im deutschen Sprachraum um 1970 bekannt wurde und 1980 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels bekam.²³ Einer der letzten Orientierungs-Aufsätze von P.K. Kurz (15.1.1999) galt dem ersten Band seiner Erinnerungen, «Umformung durch Liebe». Schon der Abschnitt «Erreger Gott» (Komm ins Offene, 1993) führte auf das Thema «Revolution» hin, noch der Protest, den viele Schriftsteller hochhalten, ist eine Spur davon.

Die Essays von P.K. Kurz geben sich fast durchwegs beiläufig, nicht systematisch; ein Lebenswerk aus der Praxis des Präsentierens und Beurteilens von Literatur entsteht – aus der Literaturkritik eben. Das Werk bleibt untheoretisch (ausgenommen die Dissertation über Heine), «essayistisch», der frische Ton fällt auf: der dichterische Impuls schlägt fast überall durch. Das Literarhistorische verfällt nicht ins Dozieren, auch nicht das Theologische, sondern wirkt lebendig und als individuelle Lesart, bei unbestrittenem hohem sachlichem Gehalt. Er tritt als «Einzelner» auf, auch wo sein Eigenstes, seine Gedichte, noch nicht berührt sind.

Als Paul Konrad Kurz 2005 stirbt, sind Artikel über «Literatur und Theologie» in theologischen Lexika präsent und gibt es Professuren für dieses Fach, was vielleicht ohne die Irritationen, die er mitausgelöst hat, nicht erreicht wäre. Die Wahrnehmung und die Erkenntnis-Möglichkeiten der Theologie sind erweitert, verfeinert, ihr Diskurs erscheint dem näher, was er «zeitgenössisch» genannt hätte.

Lorenz Wachinger, München

²¹ P.K. Kurz, Von realer Gegenwart – Immanente Transzendenz (mit S. Painadath SJ.), in: Ders., Gott in der modernen Literatur (vgl. Anm. 12), 254-256; auch ebd., 46-53, bes. 52f., «Zeitgenössischer Atheismus – mystische Präsenz», wo P.K. Kurz die Gegenwart auch von den Bedrohungen her deutet und ihre Chancen zeigt.

²² P.K. Kurz, Die mystische Spur. 1. Die andere Erfahrung. Mystische Spuren in der zeitgenössischen Literatur. 2. Die Mystik kehrt wieder, in: Ders., Zwischen Widerstand und Wohlstand (vgl. Anm. 2), 279-302. Die Schlußsätze, 293f.: «Die akademische Philologie und die feuilletonistische Literaturkritik haben das Phänomen der Mystik in der jüngeren Gegenwartsliteratur kaum beachtet. Auch die Christen (...)»

²³ P.K. Kurz, Poesie als Sinnlichkeit und Mystik, als umfassende Revolution der Liebenden und Armen: Ernesto Cardenal, in: Ders., Über moderne Literatur. Bd. 4 (vgl. Anm. 2), 258-269; Die Neuentdeckung des Poetischen, 255-264; Zum Phänomen des Christlichen und Religiösen in der Literatur. I. Ernesto Cardenal, in: Ders., Zwischen Widerstand und Wohlstand (vgl. Anm. 2), 181-201. Dazu gehört auch: Erreger Gott. Der Allmächtige – der Ohnmächtige im Visier der Literatur, in: Ders., Komm ins Offene (vgl. Anm. 2), 97-115. Der von P.K. Kurz in seinen Kritiken und Essays beschränkte Weg, von der Analyse einzelner literarischer Werke und Gattungen wie einzelner Autoren auszugehen, fand eine breite Rezeption, die sich in der Folge zu einer interdisziplinär differenzierten Debatte um Literatur und Theologie entwickelt hat. Daneben gibt es weiterhin Studien, die von einer ursprünglichen Bezogenheit von Glaubensformen und poetischen Verfahren ausgehen. Vgl. K.-J. Kuschel, Im Spiegel der Dichter. Mensch, Gott und Jesus in der Literatur des 20. Jahrhunderts. Düsseldorf 1997; Heinrich Schmidinger, Hrsg., Die Bibel in der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts. Band 1. Formen und Motive; Band 2. Personen und Figuren. Mainz 1999; Christoph Gellner, Schriftsteller lesen die Bibel. Die Heilige Schrift in der Literatur des 20. Jahrhunderts. Darmstadt 2004; Georg Langenhorst, Theologie und Literatur. Ein Handbuch. Darmstadt 2005.